Die Flucht aus der ostpreußischen Heimat im Oktober 1944 und meine Zeit im Litauischen Gymnasium

Willy Lehnert

Prolog

Viele Male haben meine Eltern [Magdalena Lehnert, geb. Utech (*4.3.1911) und Willy Richard Lehnert (*21.10.1910)] uns Kindern [Johannes (*15.8.1935), Willy (*9.4.1937), Dorit (*24.7.1941) und Günter (*7.2.1944)], unseren Verwandten und Freunden von der ereignisreichen Flucht aus dem kleinen Dörfchen Dumpen, Kreis Memel (Klaipėda) erzählt. Immer wieder haben wir den ausführlichen und spannenden Erzählungen ergriffen gelauscht. Dann endlich, es war im Sommer 1985, bat ich meine Eltern, uns unsere Fluchtgeschichte noch ein letzten Mal, jetzt aber bei laufendem Tonbandgerät, zu erzählen. Die Aufzeichnung wurde dann 2011 wortwörtlich transkribiert. Die so entstandene Niederschrift sowie die eigenen Erinnerungen liegen dem nachfolgenden Bericht zugrunde.

Familie Lehnert 1957
v.l.n.r.: Günter, Johannes, Magdalena, Willy jun., Dorit, Willy sen.

Unternehmen Barbarossa

Die Geschichte beginnt mit dem Überfall des nationalsozialistischen Regimes auf die Sowjetunion (Deckname „Unternehmen Barbarossa“). Kurz vor dem 22. Juni 1941 wurden bei uns in Dumpen Soldaten der deutschen Wehrmacht einquartiert. In unserem Häuschen hatten sie eine Schreibstube eingerichtet. Früh morgens am nämlichen Tage hörten wir Schießen und lautes Kanonendonnern, das schnell leiser wurde, je weiter sich die Front von uns in Richtung Litauen, das ja seit 1940 zur UdSSR gehörte, entfernte. Vom weiteren Verlauf des Krieges gegen Russland hat man dann im ländlichen Dumpen nur wenig gehört und noch weniger mitbekommen.

Rückzug in die Elchniederung

Eines Tages jedoch, ich glaube es war im August 1944, hieß es dann plötzlich, wir müssten uns auf die Flucht vorbereiten. Das war ein Schock! Unser Vater musste zunächst sehen, wo er einen Wagen und ein Gespann herbekam, denn die Eltern hatten den kleinen Hof (13 Morgen Land) erst vor kurzem von meinem Großvater Emil Lehnert übernommen. Pferde konnten sie sich damals noch nicht leisten. Wir hatten aber Glück im Unglück. In der Nachbarschaft arbeitete eine Schippkolonne, die einen Leiterwagen und ein Gespann erübrigen konnte. Schwer beladen sind wir dann mitsamt einer hinten am Wagen festgebundenen Kuh in Richtung Elchniederung gefahren und fanden dort in Tranatenberg (jetzt russisch Kamyschino), Kreis Elchniederung, bei Bauer Lepsin ein Quartier.

Vorübergehende Rückkehr

Da die Front sich über lange Zeit nicht bewegte, wurde uns nahegelegt, zwecks Einbringung der Ernte nach Hause zu fahren. Wir und viele andere Dummköpfe fuhren tatsächlich zurück, denn wir glaubten ja fest an eine baldige Rückkehr in die Heimat. Zu Hause hat mein Vater dann noch etliche Zeit in der Molkerei in Karlsberg/Kreis Memel (Vaidaugai) als Maurer, der er von Haus aus ja war, gearbeitet.

Der endgültige Abschied

Am 5. Oktober begann aus der Gegend südlich von Šiauliai der russische Angriffe in Richtung Memel und Tilsit (Sowetsk). Jetzt erst wurde die Bevölkerung um Memel herum aufgefordert, sich auf die endgültige Flucht vorzubereiten. Mein Vater packte sein Handwerkszeug zusammen und fuhr nach Hause. Einen Leiterwagen und ein Gespann lieh ihm dieses Mal ein Nachbar (Toleikis), der mehrere Pferde besaß. In aller Eile wurde ein Spitzdach aus Latten und Schindeln zurechtgezimmert und auf dem Wagen befestigt. So war

man vor Regen und Schnee einigermaßen geschützt. Beim Bepacken war vieles zu bedenken. Was wird auf der Flucht am dringendsten benötigt, worauf wird man am ehesten verzichten können? Mutti Lehnert traf die Auswahl und hat in bewundernswerter Weise an alles Wichtige gedacht. Für uns Kinder wurde im mittleren Teil des Wagens ein Schlaflager aus Federbetten eingerichtet. Günter, ein erst 8 Monate alter Säugling, bekam im Kinderwagen hinter dem Kutscherbock seinen Platz. Am 8. Oktober 1944 ging es dann endgültig los. Mein Vater musste zurückbleiben. Er sollte einer beim Nachbarn Tomat stationierten Pioniereinheit zugeteilt werden, die für das Legen und Abbauen von Telefonleitungen zuständig war. Schweren Herzens musste er seine Frau mit vier Kindern alleine ziehen lassen. Am 10. Oktober wurde Memel von den russischen Truppen eingeschlossen. Als diese dann bereits Schernen (Šernai), ein Nachbardorf, nur wenige Kilometer von Dumpen entfernt, eingenommen hatten, gelang meinem Vater die Flucht mit seinem Fahrrad. Er nahm den Feldweg nach Spengen (Spengiai) und stieß dort auf die Straße, die von Memel nach Heydekrug (Šilutė) führt. Hier konnte er sich an ein Militärfahrzeug, das auch auf dem Rückzug war, hängen und mitziehen lassen. In Prökuls (Priekulė), dem Geburtsort meiner Mutter, gelang es ihm, sich während einer kurzen Verschnaufpause mitsamt seinem Rad auf das Gefährt zu schwingen und auf der schnellen Heeresstraße Richtung Heydekrug mitzufahren. Die Flüchtlinge mit ihren Pferdewagen mussten kleinere Feldwege nehmen. Unterwegs, ein Stück hinter Prökuls, wurden die Militärfahrzeuge von russischen Fliegern beschossen. Alles was laufen konnte, nahm Deckung im Straßengraben und auf dem angrenzenden Feld. Mein Vater fühlte sich zu großer Eile gedrängt und beschloss, seine Flucht per Fahrrad fortzusetzen. Er kam um halb zwölf durch Heydekrug und bereits um zwölf Uhr hatte der Russe den Ort eingenommen. Wer später kam, musste den gefährlichen Fluchtweg über das zugefrorene Kurische Haff nehmen. Auf der Weiterfahrt entdeckte mein Vater dann endlich den Treck aus Dumpen, auf den zu stoßen er die ganze Zeit gehofft hatte. Alle Nachbarn waren da, nur die Mutti mit den Kindern fehlte. Keiner wusste, wo sie hätte sein können. Musste sie etwa wegen eines Defektes am Wagen zurückbleiben oder war etwas mit den Pferden? Meinem Vater blieb nichts anderes übrig, als in Richtung Heydekrug zurückzufahren und nach seiner Familie zu suchen. Kurz vor Heydekrug musste er allerdings unverrichteter Dinge umkehren, weil der Ort sich ja schon in russischer Hand befand. Zu allem Unglück platzte dann unverhofft auch noch der hintere Fahrradschlauch und er musste das Rad nun führen. Als es schon dunkel wurde und er durch ein Wäldchen kam, sah er in einiger Entfernung ein schwaches Licht, auf das er mutig zuging. Bald kam er an ein Försterhaus in dem deutsche Sol-

daten einquartiert waren. Er bekam etwas zu trinken und zu essen und konnte sein Fahrrad reparieren. In der Scheune versuchte er etwas zu schlafen, was ihm jedoch nicht gelingen wollte. Um zwei Uhr nachts, es war windig und kalt, machte er sich, von Unruhe getrieben, wieder auf den Weg. Unterwegs fragte er jeden, den er traf, nach seiner Familie. Doch keiner konnte ihm etwas, was hätte helfen können, sagen. Dann kam er an einer Schule vorbei, in der Familien mit Kindern übernachtet hatten. Den Erzählungen der Leute meinte er entnehmen zu können, dass seine Familie hier genächtigt haben könnte. Er ist dann in Richtung Lablaken (Nikitovka) weitergefahren. Auf dem Marktplatz eines Ortes unweit von Lablaken, er traute seinen Augen kaum, stand die weinende Mutti neben einem SA-Mann, der heftig auf sie einredete.

Der verlorene Sohn

Wie sich schnell herausstellte, hatte sie unterwegs ihren ältesten Sohn Johannes (kurz Hannes genannt) verloren: Weil wir austreten mussten, sind wir beide vom Wagen gestiegen. Nach Erledigung des Geschäftes bin ich gleich zum schon weiter vorne fahrenden Wagen gelaufen und bin aufgestiegen. Hannes jedoch, fasziniert von den vielen Militärfahrzeugen, die auf der anderen Straßenseite an uns vorbeifuhren, verpasste an einer Gabelung den richtigen Weg. So stand er wohl eine ganze Weile weinend am Straßenrand, bis ihn Soldaten mitnahmen und ihn in ein Jugendheim brachten. Meiner Mutter wurde eindringlich klar gemacht, dass sie weiterfahren müsse, denn der Russe käme und hier müsse Platz gemacht werden für die deutschen Truppen. Außerdem hätte sie noch drei weitere Kinder, die hier raus müssten. Sie solle machen, dass sie schnellstens weg käme. Der SA-Mann drohte ihr sogar mit Erschießung. Wenn sie nicht wolle, würde hier nicht lange gefackelt. So mussten meine Eltern also in aller Eile den Wagen fertig machen und ohne den Hannes weiterfahren. In Lablaken machten wir spät abends Quartier. Es war kalt und regnerisch. Wir wurden zu einem Bauernhof geschickt, wo wir offenbar nicht sehr willkommen waren. Man wies uns als Schlafstätte den Schweinestall zu. Nach energischem Einspruch durfte wenigstens meine Mutter mit dem Säugling Günter in der Küche übernachten. Der Rest der Familie musste tatsächlich mit dem Schweinestall vorlieb nehmen. Am nächsten Morgen ist mein Vater dann zum Bürgermeister gegangen und hat sich ein anderes Quartier zuweisen lassen, das auch wesentlich besser war. Dort bekamen wir sogar reichlich Futter für unsere Pferde. Später gesellte sich noch die Familie Hans Purvins aus Schmelz (Ortsteil von Memel) mit einer ganzen Reihe von Wagen zu uns.

Nachdem mein Vater uns passabel untergebracht hatte, machte er sich auf die Suche nach seinem ältesten Sohn. Während am nördlichen Ufer des

Memelstroms die Russen standen, ist er nahezu einhundert Kilometer entlang der Südseite des Stroms abgefahren, musste dann aber unverrichteter Dinge umkehren. In Neukirch (Timirjasewo), unweit von Lablaken, ging er vormittags zur örtlichen NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) und fragte nach, ob man den Hannes hier evtl. gefunden oder er sich bei ihnen gemeldet hätte. Leider hatte niemand etwas gehört oder gesehen. Der Verzweiflung nahe, hat dann mein Vater am Nachmittag (nach dem Personalwechsel) nochmals bei der NSV vorgesprochen. Nun wusste man zu berichten, dass die Polizei einen Jungen, der sich bei ihnen gemeldet hatte, zur NSV gebracht hätte. Dann sei aber eine Bekannte aus unserem Dorf gekommen und habe den Jungen mitgenommen. Wohin wusste niemand. Also musste mein Vater versuchen, seine eher aussichtslose Suche fortzusetzen. Etwa drei Kilometer vor Lablaken fährt er so langsam die Straße entlang und sieht, dass da auf dem Feld einige Jungen rumkampieren (rumtollen). Er schaut genauer hin. Nicht möglich! Einer von ihnen ist tatsächlich der Hannes! Glücklich schließt er seinen verlorenen Sohn in die Arme. Auf die Frage, wo er denn die ganze Zeit gewesen sei, meinte Hannes nur, er hätte immer aufgepasst, ob ihr hier nicht vorbeikämet. Dabei hätte er den Opa (Emil Lehnert) getroffen. Ganz schnell setzte mein Vater nun seinen Sohn auf das Fahrrad und fuhr mit ihm in Richtung Quartier.

Ein kurzes und letztes Wiedersehen mit unserem Großvater

Unterwegs stießen sie unverhofft auf den Großvater Emil Lehnert, den Hannes vorher schon getroffen hatte. Er sah sehr elend aus. Mein Vater war entschlossen ihn mitzunehmen. Das wollte der Opa aber nicht. Er müsse auf seine Frau (Erdme Lehnert, Stiefmutter meines Vaters) warten. Wie er erzählte, kamen sie durch Heydekrug, das ja der Russe schon eingenommen hatte, nicht mehr durch. Sie hätten dann die Minge überquert und seien quer feldein über Wiesen und Felder gefahren. Unterwegs gelang es der Frau einen Platz auf einem kleinen Kutter zu ergattern und damit Labiau (Polessk) zu erreichen. Die näheren Umstände und möglichen Absprachen sind uns unbekannt geblieben. Jedenfalls stand unser Opa nun mit Pferd und Wagen alleine da. Während eines Angriffs russischer Tiefflieger wurden beide Pferde tödlich getroffen. Der Großvater musste nun zu Fuß weiterfliehen und gelangte mit einem Kahn ebenfalls nach Labiau. Wie die Flucht dann weiterging, ist nicht überliefert. Jedenfalls sind beide Großeltern bis nach Sachsen durchgekommen, wo der Opa kurz nach Kriegsende leider verhungert ist.

Aufenthalt in Rodmannshöfen (Kalinowka)

Als wir alle wieder beisammen waren, haben wir zu allererst Gott für die wunderbare Fügung gedankt. Dann konnte die Reise ins Ungewisse weitergehen.

Wir kamen bis nach Rodmannshöfen, einem Örtchen kurz vor Königsberg (Kaliningrad) gelegen und wurden dort beim Bauern Florian, der zwecks "Verteidigung deutschen Heimatbodens" beim Volkssturm diente, einquartiert. Gerne gesehen waren wir insbesondere von der Bäuerin auch hier nicht. Sie wollte uns zunächst nicht auf den Hof rauflassen. Dann versuchte sie uns im Kuhstall einzuquartieren obwohl wir von der Ortsverwaltung eine leer stehende Kammer unter dem Dach zugeteilt bekommen hatten. Nach Intervention beim Bürgermeister musste sie die Dachkammer räumen, die sie vorher mit Sachen von irgendwelchen Flüchtlingen hatte vollstellen lassen. Wenn das Zimmerchen auch klein, verwinkelt und kalt war, so hatten wir doch wenigstens ein Dach überm Kopf. Kochen konnten wir in der Küche auf einem Herd, der gleichzeitig auch die Zentralheizung befeuerte. Nur geizte die Bäuerin so mit Brennmaterial, dass in unser Zimmer kaum noch Wärme ankam. Der kleine Günter hatte ganz blaugefrorene Händchen. Später hat unser Vater dann eigenes Brennmaterial organisiert und es wurde etwas wärmer. Die Bäuerin war so geizig, dass sie die für uns bestimmte Milch mit Wasser verpanschte, wie uns Vladik, ein bei Florians in Kriegsgefangenschaft dienender Pole unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte. Dabei hat meine Mutter noch beim Melken geholfen. Uns standen für die ganze Familie wöchentlich 25 Kilo Kartoffeln zu, die sie uns mit der Bemerkung übergab, wie viel wir denn eigentlich fressen täten. Einmal hat mein Vater uns einen ganzen Sack Weißkohl besorgt, der jedoch schneller als gedacht weniger wurde. Vladik gab uns zu verstehen, dass die Bäuerin den Kohl heimlich an ihre Gänse verfüttere. Wir haben uns mit Erbsensuppe und Erbsenbrei über Wasser gehalten. Frau Florian kochte für sich sehr gutes Essen, zum Beispiel Gänsegekröse mit Gemüse. Wir Kinder guckten zu und hätten ganz gerne auch mal was abbekommen. Die Reste gab sie aber lieber ihrem Hund. Den Vladik hat sie sehr schlecht behandelt. Dem gaben wir manchmal noch was von unserem Essen ab.

Eine bedingt lustige Geschichte will ich hier einflechten: Spät im Januar wurde das Pferdefutter knapp. Mein Vater hat sich daher mit Maslow, jemandem aus unserer Heimat und mit Schurwin, dem ehemaligen Inspektor von Gut Dumpen, zusammengetan, um Futter für die Tiere zu besorgen. Das Unternehmen war riskant, denn "organisieren" war bei harter Strafe verboten. Sie fuhren also bis zum Memelstrom runter. Jenseits war der Russe. Ungestört und unbekümmert haben sie ihre Wagen mit Heu beladen. Maslow aber wusste, wo es schönen Weizen und Hafer gab. Mein Vater hat als ehrlicher Mensch und Christ nichts davon genommen. Der Maslow jedoch schmiss ihm heimlich einen Sack Hafer auf seinen Wagen. Und wie es der Zufall will, kam doch ein Offizier, tadelte die Leute und drohte sie vor Gericht zu bringen. Davon nahm

er dann aber Abstand, weil ob kurz oder lang doch alles dem Russen in die Hände fallen würde. Als die Gefahr überstanden war, wollte Maslow den Hafer wiederhaben, was mein Vater ihm aber verwehrte. Was auf seinem Wagen sei, das gehöre ihm. Da ist doch der Maslow nachts aufgestanden und hat den Hafersack geklaut, was mein Vater aber erst viel später bemerkte. Unsere Pferde hatten wir in einem engen Stall untergebracht. Morgens gingen meine Eltern die Tiere füttern. Auch Maslow war schon unterwegs. Als er an den Pferden vorbeigehen wollte, wurden die Tiere wild und schlugen aus. Der Maslow wusste nicht, wo er vor lauter Tritten bleiben sollte. Die hätten ihn totschlagen können. Meine Eltern betrachteten den Vorfall als die gerechte Strafe für seine Missetat.

Da sich hier die Wege meines Vaters und die vom Rest der Familie trennten, will ich erst über die Flucht meines Vaters berichten um dann nach Rodmannshöfen zurückzukehren.

Mein Vater als Soldat

Aufgrund einer Lungentuberkulose mit schweren Komplikationen war mein Vater schon von frühester Jugend an kränklich. Trotzdem wurde er im Verlaufe des Krieges zum Militär eingezogen. Er diente etliche Jahre in Memel als Wachmann beim Wehrmeldeamt, worauf er eigentlich auch ganz stolz war. Kurz vor der Flucht wurde er wegen einer Verschlimmerung seiner Erkrankung für ein Jahr vom Dienst freigestellt. Als Memel nicht mehr zu halten war, verlegte man sein Amt nach Königsberg.

Eines Tages meinte der Bürgermeister von Rodmannshöfen zu meinem Vater, er könne nicht verstehen, dass ein so junger Kerl (Jahrgang 1910) wie er, nicht beim Militär dienen täte. Er würde dafür sorgen, dass mein Vater zum Volkssturm eingezogen wird. Diese Nachricht hat die ganze Familie zutiefst erschüttert. Zum Volkssturm wollte mein Vater auf keinen Fall, denn dann war man ja in den Augen der Russen kein Soldat, sondern ein Partisan, mit dem kurzer Prozess gemacht würde. Er meldete sich daher gleich beim Wehrmeldeamt in Königsberg, wo man ihn von seiner Dienstzeit in Memel her noch gut kannte und erfreut begrüßte. Natürlich wurde er umgehend militärärztlich untersucht und, wie sollte es gegen Kriegsende auch anders kommen, KV (kriegsverwendungsfähig) geschrieben. Es dauerte keine drei Tage, da musste mein Vater uns verlassen und in den so gut wie schon verlorenen Krieg ziehen. Er kam nach Waren (Müritz) in Mecklenburg-Vorpommern. Dort blieb er eine Woche, in der er gefroren habe wie noch nie in seinem Leben, denn er hatte nur leichte Sommerkleidung dabei und es war bitterkalt. Nach dem Einkleiden wurde das Leben etwas erträglicher. Erstaunlicherweise ging es sodann für einige Einhei-

ten, denen auch mein Vater angehörte, auf dem Landweg mit Zügen über Schleswig-Holstein bis nach Lemvig in Dänemark. Andere, wie unsere Nachbarn aus Dumpen, Tomat und Rogaischus, wurden nach kurzer Ausbildung an der örtlichen Front eingesetzt. Man kann spekulieren, dass die deutschen Besatzungstruppen zu jener Zeit in Lemvig gerade Maurer brauchten, um in aller Eile unterirdische Unterstände für Munition zu errichten und Geschütze in Bunkeranlagen einzubauen, weil man befürchtete, dass dort die Invasion der Alliierten stattfinden könnte. Jedenfalls musste mein Vater bei böigen Winden und strömendem Regen tagein tagaus mauern. Zwischendurch, meist am Vormittag, wurde im Freien ausgebildet. Anschließend musste man häufig völlig durchnässt und verschwitzt zum Arbeiten zurück in die zugigen Bunker. Irgendwann bekam mein Vater dann so einen eigenartigen Husten. Auch andere wurden krank und spuckten sogar Blut. Später haben die Vorgesetzten dann das Ausbildungsprogramm für die Älteren und gesundheitlich Angeschlagenen etwas moderater gestaltet. Zum Glück war wenigstens das Essen sehr gut, wahrscheinlich jedoch zu gut, denn jetzt machte sich ein altes Leiden schmerzhaft bemerkbar. Mein Vater bekam so starke Magenschmerzen, dass er sich beim Sanitäter krank meldete. Bevor er im dänischen Krankenhaus untersucht werden konnte, mussten erst die Krätze und der starke Läusebefall behandelt werden. Nach der ärztlichen Untersuchung wurde er gleich stationär aufgenommen. Es war ein schönes Krankenhaus mit sauberen Betten und gutem Essen. So hätte er es eine ganze Weile aushalten können. Leider währte die schöne Zeit nur wenige Tage. Dann wurden alle Kranken in einen Waggon verladen und nach Deutschland verbracht. Die Reise dauerte mehrere Tage, weil wegen laufender Fliegerangriffe immer wieder in Felder und Wälder ausgewichen werden musste. In den Städten waren alle Krankenhäuser, Lazarette oder Krankenstationen überfüllt. Dann endlich kam der Transport in Pinneberg an. Die Kranken wurden mit Lastwagen zu einer Schule gefahren, in der man ein Notlager eingerichtet hatte. Hierher wurden auch viele verwundete, ausgemergelte und zerlumpte Kurlandkämpfer gebracht. In der herrschenden Enge fühlten sich so allerhand Parasiten sehr wohl und verbreiteten sich in Windeseile. Zusammen mit anderen, hat mein Vater deshalb eine Entlausungsvorrichtung gebaut, in die die Kleider hineingehängt und das Ganze dann auf neunzig Grad erhitzt werden konnte.

Das Essen war, insbesondere für einen Magenkranken, fürchterlich. Meist gab es eine Suppe aus Steckrüben, Wasser und Salz. Ab und zu bekam mein Vater Besuch von einer Familie Tendies aus Kairinn (Kairiai), dem Ort in dem er konfirmiert worden war. Die brachten dann mal eine Kleinigkeit zum Essen mit. Um zu überleben, gingen die Patienten so oft sie konnten zu den umlie-

genden Bauern, um bei den anfallenden Feldarbeiten zu helfen. Dafür gab es dann etwas Brot und vielleicht ein Stückchen Wurst oder Speck. Einmal, erzählte mein Vater, hatte er außerordentliches Glück. Er ging morgens mit einem Bekannten (Eisenbahner Otto Hein) spazieren. Plötzlich sahen sie im Graben einen Fasanenhahn, der sich unter einem schief stehenden Maschendrahtzaun verfangen hatte. Schnell war mein Vater zur Stelle, packte das Tier und drehte ihm den Hals um. Beide haben ihre Beute dann schnell zu Tendies gebracht, wo daraus ein königliches Mal zubereitet wurde: Fasanenhahn mit Salzkartoffeln und Bratensoße.

Um heizen zu können, mussten die einigermaßen mobilen Patienten aus dem nahe gelegenen Wald Holz holen. Um Neujahr herum, es war sehr kalt, war mein Vater zusammen mit einigen Kameraden an der Reihe. Weil er seinen noch sauberen Arbeitsanzug nicht beschmutzen wollte, hat er die Holzkloben vom Körper weg getragen und sich dabei sehr angestrengt. Er wurde langsamer und blieb alleine zurück. Ihm war ganz eigenartig zu Mute und plötzlich spritzte Blut aus seinem Mund auf das Holz und färbte es hellrot. Zutiefst erschrocken schleppte sich mein Vater nach Hause. Dort war aber gerade niemand, der Hilfe hätte holen können. Nach langem Warten kam dann endlich jemand vorbei, der die Krankenschwester benachrichtigte. Mein Vater hatte starke Kreuz- und Schulterschmerzen. Das Atmen fiel ihm schwer. Er war mehrere Tage bettlägerig. Dann besuchte ihn sein Bekannter Otto Hein, der ihm Mut machte auch mal aufzustehen. Er nahm ihn an die Hand und sie spazierten sodann ein wenig durch den Park. So schwer das Gehen auch war, mein Vater biss die Zähne zusammen und sie gingen jeden Tag ein bisschen weiter. Und langsam wurde es besser. Dann schrieb Otto Hein der Schwester meines Vaters (Liesbeth Oksas), deren Adresse er wohl über das Rote Kreuz herausgefunden hatte und schilderte ihr die Situation. Trotz eines heftigen Ischiasleidens kam sie ihn alsbald besuchen. Nach der Entlassung ist mein Vater dann nach Plumboom, Kreis Lüchow-Dannenberg zu seiner Schwester gefahren und hat dort Unterschlupf gefunden.

Was ihm die ganze Zeit am meisten zusetzte, war die Ungewissheit über das Schicksal seiner Familie. Keiner seiner Verwandten oder Bekannten konnte ihm etwas über den Verbleib seiner Lieben sagen. Einen äußerst beunruhigenden Hinweis erhielt er später von seinem Vater, der inzwischen in Sachsen lebte und dem meine Mutter seinerzeit geschrieben und mitgeteilt hatte, dass wir im Samland eingekesselt seien.

Vor Königsberg (Kaliningrad)

Hier, glaube ich, können wir weitermachen bei Florians in Rodmannshöfen. Unser Vater wurde, wie bereits berichtet, zum Militär eingezogen. Man stelle sich vor, wie ihm zu Mute sein musste, als er gezwungen war, seine Familie ihrem Schicksal zu überlassen, obwohl der Feind schon ganz in der Nähe war! Wer so etwas durchmacht und keinen inneren Halt hat, der ist schlimm dran und kann verzweifeln, meinte mein Vater später.

Nun ja, der Russe kam näher und immer näher. Ein paar Mal hat sich meine Mutter noch mit meiner Tante Liesbeth Oksas in Verbindung gesetzt, die unweit von uns einquartiert war, um über das weitere Vorgehen zu reden. Aber dann, ganz plötzlich, waren Oksas nicht mehr auffindbar. Offenbar haben sie, von Angst getrieben und dem Selbsterhaltungstriebe folgend, ihre Flucht kurz entschlossen fortgesetzt. Ein Grund hätte sein können, dass sie ihren Wagen mit fünf eigenen Familienmitgliedern (Liesbeth, Schwiegermutter, Schwiegervater, die Kinder Anni und Erich) voll wähnten und Angst hatten, uns zusätzlich noch aufnehmen zu müssen, denn uns hatte vor Tagen das Schicksal einen bösen Streich gespielt. Das Militär brauchte dringend Pferde und nahm sie sich einfach von den Flüchtlingen. Uns beschlagnahmten sie das jüngere und kräftigere Pferd, und dem Toleikis, der uns ja Wagen und Gespann geliehen hatte, nahmen sie auch ein Pferd weg. Nun kam natürlich Toleikis zu uns und forderte seine Pferde zurück. Er nahm uns das verbliebene Tier einfach weg. Jetzt standen wir da mit dem Wagen ohne Zugtiere und konnten nicht weiter. Oksas waren, wie schon gesagt, über alle Berge. Was tun? Meine Mutter lief zur Straße hin und schaute sich das Chaos an. Auf der einen Seite Flüchtlingswagen hinter Flüchtlingswagen, auf der anderen Seite Militärfahrzeug hinter Militärfahrzeugen. Das Fortsetzen der Flucht zu Fuß mit vier Kindern war auf einer solchen Straße aussichtslos.

Inzwischen war Herr Florian aus dem nahen Schützengraben nach Hause gekommen, um das Vieh loszulassen, den Hofhund zu erschießen und nach seiner Frau zu schauen. Er war ehrlich entsetzt als er sah, dass wir noch da waren. Der Russe sei doch schon hinter Neuhausen-Tiergarten (Kleinbahnstation). Sie müssen raus von hier! Das war richtig, aber wie sollte meine Mutter das machen mit der Dorit in der Sportkarre und dem Günter im Kinderwagen und den beiden halbwüchsigen Jungen? Sollte sie so auf die Straße und sich mitsamt den Kindern überfahren lassen? Herr Florian ließ nicht locker. Versuchen sie nach Königsberg und dann weiter nach Pillau (Baltijsk) zu kommen. Ich habe gehört, dass Flüchtlinge von dort nach Dänemark gebracht würden. Dann musste Herr Florian zurück in den Schützengraben. Er hatte meine Mutter

überzeugt. Sie schnürte nun in aller Eile den großen Reisekorb auf und packte nur die allernötigsten Sachen in Taschen und Rucksäcke um. Mitgenommen wurden im Wesentlichen nur wichtige Papiere, Windeln, Unterwäsche, Kleider, wärmende Decken, etwas warme Milch für den Säugling und Proviant. Trotz heftigen Protestes seitens der Frau Florian, spannte Vladik, wohl noch auf Anweisung von Herrn Florian, ein Pferd vor den Schlitten und brachte uns mitsamt der Elfriede, einem Kindermädchen aus der Ukraine, die meiner Mutter, weil sie alleine mit vier Kindern unterwegs war und massiv offene Beine hatte, zugestanden worden war, zum Kleinbahnbahnhof Bulitten (Awangardnoje). Unterwegs erzählte Vladik meiner Mutter sichtlich aufgebracht, dass er die Frau Florian, das Satansweib, das ihn über Jahre so niederträchtig behandelt und gedemütigt hatte, umbringen würde. Meine Mutter hat ihn inständig gebeten, die Finger davon zu lassen, zumal er doch Christ und guter Katholik sei. Die Frau würde schon noch ihre gerechte Strafe bekommen, das bräuchte nicht er zu machen. Ob das geholfen hat, wissen wir nicht. Am Bahnhof von Bulitten verabschiedeten wir uns.
Der Bahnhof war voller Flüchtlinge und verwundeter Soldaten. Trotz des großen Ansturms auf die Kleinbahn, ist es uns gelungen, bis nach Königstor (in Königsberg) zu kommen.

In Königsberg

Weiter fuhr die Bahn aber nicht. In andere Bahnen, die da auch noch verkehrten, reinzukommen war schier gar aussichtslos. Die Menschen hingen draußen in Trauben an den Wagen. Als meine Mutter noch unentschlossen da stand und überlegte, wie sie es wohl anstellen sollte, mit den zwei Kinderwagen und uns beiden Halbwüchsigen zum Hauptbahnhof zu gelangen, kam unerwartet ein leer erscheinender Rollwagen angefahren. Dem lief sie nach und fragte den Kutscher, ob er uns nicht ein kleines Stückchen in die Stadt hinein mitnehmen könnte. Hier seien die Bahnen alle so überfüllt, dass sie mit den vier Kindern und den beiden Kinderwagen nicht die geringste Chance habe je wegzukommen. Das hat dem guten Mann offenbar eingeleuchtet und er hat uns tatsächlich alle aufgeladen und bis in die Innenstadt von Königsberg gebracht. Nun standen wir aber wieder da. Auch hier waren sämtliche Straßenbahnen, die noch fuhren, überfüllt. Der Mutter wurde klar, dass wir alle zusammen nie von hier wegkommen würden. Sie beschloss daher, uns in zwei Gruppen aufzuteilen. Elfriede sollte versuchen mit uns Jungen zum Hauptbahnhof zu gelangen und sie selber wollte mit den beiden Kleinen nachkommen. Der Plan war sehr riskant. Wie leicht hätte etwas Unvorhergesehenes dazwischen kommen können. Glücklicherweise ging aber alles gut. Allerdings konnte uns unsere Mutter

erst abends um sieben Uhr in die Arme schließen. Für das Stückchen vom Königstor bis zum Hauptbahnhof haben wir sage und schreibe zehn Stunden gebraucht. Trotzdem waren wir überglücklich, dass wir wieder zueinander gefunden hatten.

Aber die nächste Herausforderung ließ nicht lange auf sich warten. Der Eingang zum Bahnhof war durch ein großes eisernes Tor abgeriegelt. Davor wogte eine unübersehbare Menschenmenge. Alles drängte Richtung Tor. Den Eingang überwachten Soldaten. Die ließen immer nur drei, vier Leute rein und verriegelten das Tor dann wieder. Uns in das Gedränge zu begeben, wäre lebensgefährlich gewesen. Wir standen daher am Rande der drängelnden Menschenmassen. Doch plötzlich änderten die Wachsoldaten ihre Strategie. Sie gaben bekannt, dass zunächst bevorzugt Frauen mit Kindern in den Bahnhof gelassen würden. Trotz des großen Andrangs kamen wir dann mit Hilfe eines Soldaten zum Tor und wurden durch einen kleinen Spalt hindurchgeschubst. Nun waren wir im Hauptbahnhof und dachten, wie wunderbar geborgen wir jetzt wären.

In Wirklichkeit sah es dort aber schrecklicher aus als alles, was wir Kinder bisher gesehen hatten. Überall hockten zusammengekauert oder lagen alte, ausgemergelte, schwerstkranke, sterbende Gestalten auf ihren Habseligkeiten. Weiter hinten sah man sogar Leichen liegen. Die Bahnhofshallen waren verstopft von Koffern und sonstigen Gepäckstücken, die keinem mehr gehörten. Die Besitzer waren offenbar schon längst weg. Es schien unmöglich, irgendwo noch eine freie Ecke oder Nische zu finden. Letztlich bekamen wir doch noch eine winzige Ecke, die wir zum Schlafen mit Stroh auspolstern konnten. Mutti war froh, dass wir wenigstens zur Nacht ein Dach über dem Kopf hatten. Mir haben die großen hohen Hallen und das ganze Drumherum offenbar ziemlich Angst gemacht, denn ich fragte meine Mutter immer wieder, ob wir hier erschossen würden.

Am nächsten Morgen ging meine Mutter zur NSV, um sich zu erkundigen, ob es nicht irgendeine Möglichkeit gäbe, mit ihren vier Kindern aus Königsberg herauszukommen, weil die Stadt doch laufend bombardiert würde. Zunächst gab ein mitfühlender Beamter meiner Mutter ein dünnes Süppchen als Frühstück für uns Kinder mit. Dann hörten wir eine Durchsage: Achtung, Achtung, aus technischen Gründen fällt der Zugverkehr ins Reich aus. Was das bedeutete, wussten wir schon. Offenbar war der Russe bei Danzig oder anderswo bis zur Ostsee vorgestoßen und hatte die Verbindung in den Westen gekappt. Dann hieß es bei der NSV aber, dass demnächst ein Sonderzug käme, der nach Pillau, dem Seehafen von Königsberg, führe und Flüchtlinge aufnehmen täte.

Wir warteten Stunde um Stunde vergebens und es ließ und ließ sich kein Zug blicken. Der nette Beamte vom Vormittag kam dann irgendwann nochmal vorbei und meinte tröstend, es käme aber doch noch ein Zug. Wir sollten hier warten. Er wolle uns Hitlerjungen schicken, die uns in den Zug rein helfen sollten. Es kam aber weder ein Zug noch kamen Hitlerjungen. Meine Mutter hat dann nochmals bei der NSV vorgesprochen. Dort hieß es dann, es könne sein, dass doch noch ein Zug käme.

Und plötzlich war die folgende Lautsprecherdurchsage zu hören: Achtung, Achtung, Frauen mit Kindern möchten sich auf den Bahnsteig vier begeben. In Kürze würde dort ein Zug einlaufen, der Flüchtlinge nach Pillau bringen täte. Auf dem Weg zum Bahnsteig vier ist uns in der Eile noch ein Malheur passiert: Günters Kinderwagen war schwer, weil meine Mutter unten viele Windeln, Kinderkleider und sonstige Kindersachen verstaut hatte. Um zum besagten Bahnsteig zu kommen, mussten wir die Treppen zur Unterführung runter und dann wieder hoch. Jemand sprang meiner Mutter bei um zu helfen und plötzlich lösten sich hinten und vorne die Ketten von den Metallfedern des Untersatzes, sodass beide Akteure den Aufsatz mit dem Säugling in Händen hielten und das Unterteil mit den Rädern sich selbstständig zu machen drohte. Glücklicherweise kam ein junger Soldat vorbei, der sah, dass wir in Not waren. Er fragte, ob er helfen könne. Natürlich war seine Hilfe hochwillkommen. Mit vereinten Kräften schaffte man es dann, das Oberteil am Unterteil wieder zu befestigen. Das hat natürlich viel Zeit gekostet und ehe wir am Bahnsteig vier ankamen, war der Zug bereits proppenvoll. Ein Schaffner sah uns nun ratlos rumstehen und rief uns zu, dass hinten noch zwei Waggons angehängt würden. Aber ehe wir uns durch die Menschenmenge nach hinten durchgearbeitet hatten, waren alle Plätze auch hier schon wieder belegt. Das sah dann der nette Schaffner und quetschte uns mit Hilfe eines Kollegen in einen der beiden Waggons. Dann setzte sich der überfüllte Güterzug langsam in Bewegung. Die unzähligen Gepäckstücke der Flüchtlinge waren zu gewaltigen Türmen aufgeschichtet, die mit jedem Schlenker bedrohlich über dem Kinderwagen zu wanken begannen. Passiert ist aber Gott sei Dank nichts. Zunächst wurde der Zug zögerlich hin und her rangiert, so als wisse man nicht so recht, wohin die Reise gehen sollte. Als ein Bombenangriff angekündigt wurde, mussten wir schnell aus der Stadt raus. Nach der Entwarnung wurden wir zurück zum Rangierbahnhof gefahren, wo es dann wieder hin und her ging. Dann, spät abends, fuhren wir endlich richtig los.

Sorgenau (Pokrowskoje)

Am nächsten Morgen, so um halb zehn kamen wir nicht wie angekündigt in Pillau, sondern in Sorgenau (Pokrowskoje) an, das direkt an der Bernsteinküste, unweit von Palmnicken (Jantarnij) gelegen ist. Offenbar war zu dieser Zeit die Strecke Königsberg-Pillau nicht mehr frei und wir befanden uns jetzt in einem Kessel. In Sorgenau wurden wir also ausgeladen und in eine größere Gastwirtschaft gebracht, die sich direkt an der Steilküste zur Ostsee befand. Wir wurden zunächst zusammen mit etwa 70 Flüchtlingen in einem großen Saal untergebracht, bekamen dann aber am nächsten Tag ein winziges Zimmerchen ganz oben neben der Theke zugewiesen. Später kam ein älteres Ehepaar (Familie Reese) dazu. Danach wurden noch ein paar weitere Flüchtlinge in das Zimmerchen gestopft. Zuletzt lagen wir auf unseren Strohlagern zusammengequetscht wie die Sardinen in der Konservendose. So haben wir es dann, zusammen mit den Mitbewohnern, eine ganze Reihe von Monaten tapfer durchgehalten.

Aus unserer beschränkten Kindersicht war das Leben hier sehr viel angenehmer als im Pferdewagen oder gar in Königsberg, wo wir Bombardement und Geschützfeuer über uns ergehen lassen mussten. Für Abwechslung sorgten der bewaldete Steilhang zur Ostsee, der breite, helle Sandstrand und das bewegte Meer. Das Essen wurde zum Teil wohl zentral für alle gekocht. Leider gab es fast jeden Tag das Gleiche, nämlich Graupen- oder Steckrübensuppe. Beides meide ich bis auf den heutigen Tag. Um den Speiseplan etwas aufzubessern, ging meine Mutter zusammen mit anderen Frauen "organisieren", was streng verboten war. Wenn sie Glück hatte, kam sie mit ein paar Eiern, die sie sich erbettelt hatte oder mit Kartoffeln aus einer "verwaisten" Kartoffelmiete nach Hause. Einige Male gab es sogar Fleisch, nämlich Pferdefleisch von durch Granaten getöteten Tieren. Viele haben sich geziert, so ein Fleisch zu essen. Meine um die Gesundheit ihrer Kinder besorgte Mutter aber organisierte einen Fleischwolf, zerkleinerte das vielleicht doch etwas zähe Fleisch sorgfältig, gab Pfeffer, Salz sowie gehackte Zwiebeln hinzu und bereitete daraus im Hof auf einer primitiven Feuerstelle wirklich schmackhafte Frikadellen, durch die wir unser sonst so eintöniges Essen für mehrere Tage aufpeppen konnten.

Eine weitere Bereicherung des Speiseplans kam dadurch zustande, dass eine Bombe, die sicher einem Ziel an Land galt, in die See fiel und dort in der Nähe einer umfangreichen Strömlingsbank explodierte. Als Folge schwemmten die Wellen reichlich halbtote oder betäubte Fische an den Strand. Die gute Kunde verbreitete sich blitzschnell unter den Flüchtlingen und erreichte auch uns so rechtzeitig, dass wir mit bloßen Händen mehrere Eimer füllen konnten, bevor

uns Fischer mit Keschern und Netzen Konkurrenz machen konnten. Danach gab es die kleinwüchsigen, schmackhaften baltischen Heringe in vielen Variationen: gebraten, gekocht, geräuchert, gebraten und hernach sauer eingelegt oder gleich sauer eingelegt. Das hat uns über weite Strecken sehr geholfen.

Auf ihren Organisationsausflügen ist meine Mutter eines Tages auch bis nach Germau (Russkoje) gekommen, einem kleinen Ort wenige Kilometer südöstlich von Sorgenau, der Ende Februar 1945 von der Roten Armee besetzt und kurze Zeit danach von deutschen Truppen zurückerobert wurde. Dort boten sich ihr unvorstellbare Bilder der Barbarei und Zerstörung, die ich hier nicht beschreiben möchte. Dort hat sie eindringlich vor Augen geführt bekommen, was passieren könnte, wenn der Russe uns überrollen sollte. Beim Gang über den Friedhof von Germau fand sie ein Kindergrab mit einem Holzkreuzchen und der Aufschrift "Alfred Utech". Wie sich später herausstellte, handelte es sich tatsächlich um den unmittelbar nach der Geburt verstorbenen Sohn ihres Bruders Alfred Utech.

Die "Endlösung" an der Bernsteinküste

In der Nacht vom 26. zum 27. Januar 1945, es war um jene Zeit bitterkalt, mindestens -20° C, wurden unsere Mutter und andere Mitbewohner des Hauses durch laute Maschinengewehrsalven und einzelne Schüsse, die von der See her zu kommen schienen, geweckt. „Mein Gott! Ist womöglich der Russe schon da?“, hörte man die Leute fragen, die sich bereits an der Haustüre eingefunden hatten? Dann kam auch schon der fußamputierte Grewe den Steilhang vom Meer herauf und rief: Die haben Menschen erschossen, wahrscheinlich Juden! Wie sich dann herausstellte, und heute im Internet nachzulesen ist, handelte es sich um die bestialische Ermordung von mehreren hundert Juden, meist Frauen, durch die SS. Weil der ursprüngliche Plan, die Häftlinge in einen stillgelegten Stollen bei Palmnicken (Jantarny), in dem früher nach Bernstein gegraben wurde, zu treiben und lebendig zu begraben nicht aufging, haben die SS-Schergen ihre bedauernswerten Opfer mit Waffengewalt in die eiskalte Ostsee getrieben. Wer nicht ertrank, wurde erschossen. Es ist überliefert, dass sich eine ganze Reihe von leichter verwundeten Häftlingen tot stellte und hernach fliehen konnte.

Später am Tage schickte unsere Mutter meinen Bruder Hannes und mich zum Torf holen, der in einem Schuppen auf der anderen Seite des Hofes lagerte. Wir öffneten die Türe und sahen, dass sich in der äußersten Ecke, wo es am dunkelsten war, etwas bewegte. Natürlich haben wir uns sehr erschrocken und sind gleich zu unserer Mutter gerannt. Die kam denn auch gleich und schaute nach. Hinter einem Torfhaufen hatten sich zwei junge Frauen versteckt. Auf

Nachfrage erzählten sie in jiddischem Dialekt, den meine Mutter leidlich verstand, weil sie als junges Mädchen in Memel bei einer jüdischen Familie gearbeitet hatte, dass sie in dieser Nacht von SS-Leuten in die See getrieben worden seien, aber entkommen konnten. Sie baten inständig, sie nicht zu verraten und fragten, ob sie nicht etwas Heißes zu Trinken bekommen könnten. Ohne lange zu überlegen nahm meine Mutter die erbärmlich frierenden Frauen mit auf unser Zimmer. Offenbar gab es da aber keine Kochgelegenheit, sodass sie die Wirtin fragen musste, ob sie sich nicht in deren Küche Wasser heiß machen dürfte. Die fragte natürlich sofort warum und wofür heißes Wasser gebraucht würde. Da erzählte meine Mutter ihr, dass sie bei sich zwei Frauen hätte, die angeschossen worden seien und denen sie helfen müsse. „Ach Gott, ach Gott! Bloß nicht, das sind wohl Juden! Die haben ja heute Nacht Juden erschossen. Hier, nehmen Sie Wasser und Tee, Sie wissen ja wo alles steht und machen Sie selber.“ Mit diesen Worten verschwand sie nach oben. Meine Mutter hat dann mit Frau Grewe heißen Tee aufgebrüht und belegte Brote gemacht. Als die ausgehungerten Frauen so mitten beim Essen waren, wurde plötzlich die Türe aufgerissen und ein SS-Mann schrie: „Ach da seid ihr Hunde! Ach da seid ihr Hunde! Raus mit Euch!“ Und da mussten sie so, wie sie waren, gehen. So und nun, dachte meine Mutter, kommen sie die Frau Grewe und mich holen. Wer Juden half oder versteckte, dem drohte die standrechtliche Erschießung. Aber es kam niemand mehr. Von anderen hörten wir später, dass sie die armen Frauen im nahegelegenen Wald erschossen und mit schweren Stiefeln zertrampelt hätten.

Sorgenau vorübergehend in russischer Hand

Inzwischen rückte die Front immer näher und näher an Sorgenau heran. Nach allem, was wir bisher über den Russen gehört und was wir gesehen hatten, war die Angst, ihm in die Hände zu fallen, sehr groß, vor allem angesichts des jüngst stattgefundenen fürchterlichen Massakers an den Juden. Zu befürchten war, dass die Soldaten an uns schreckliche Rache nehmen würden.

Zwei, drei Tage nach den schlimmen Ereignissen wurde Sorgenau tatsächlich von sowjetischen Truppen eingenommen. Das geschah nahezu ohne Gegenwehr. Die deutsche Wehrmacht hatte sich zwischenzeitlich unbemerkt zurückgezogen. Alles was wir mitbekamen, waren ein paar Maschinengewehrsalven und Schüsse in die Luft. Es handelte sich bei den Russen um blutjunge Soldaten, die uns versicherten, dass sie die kämpfende Truppe seien und uns "nix tun" würden. Aber die nach ihnen kämen, würden alle so machen (Geste des Halsabschneidens). Vor welchem Schicksal wir gnädig verschont blieben, konnte unsere Mutter, wie bereits berichtet, später ja in Germau besichtigen.

Als verschiedene Leute erzählten, dass die russischen Soldaten Brot verteilen täten, schickte uns unsere Mutter zum Bäcker, denn Brot hatten wir schon länger keines mehr gesehen. Vielleicht würden wir ja auch welches ergattern können. Wir bekamen einige Reichsmark mit, mit denen wir das Brot bezahlen sollten. Als die Bäckersfrau uns kein Brot geben wollte, kam ein junger russischer Soldat mit einer Kalaschnikow im Anschlag an den Tresen und bedeutete ihr unmissverständlich, uns "Chleba" (Brot) zu geben, das wir dann auch bekamen. Als wir mit unserem Geld bezahlen wollten, wischte der Soldat es mit der Bemerkung "nix Geld gut" vom Tresen. Wir hoben es auf und liefen mit zwei oder drei Broten unter den Armen glückstrahlend zu unserer Mutter zurück.

Die Besetzung Sorgenaus dauerte nur etwa drei Tage, dann war der Ort wieder in deutscher Hand. Das blieb er auch noch eine ganze Reihe von Wochen.

Der Ausbruch nach Pillau

Es muss zwischen dem 14.4.1945, dem Datum, an dem Sorgenau endgültig von der Roten Armee besetzt wurde und dem Fall Pillaus, am 24.4.1945, gewesen sein, als es hieß, Frauen mit mehr als drei Kindern sollten sich für den Transport nach Pillau bereit halten. Versprengte Teile der sich auf einem langen und verlustreichen Rückzugsmarsch befindlichen Kurlandtruppen hatten den Kessel offenbar für kurze Zeit so weit öffnen können, dass der Weg nach Pillau frei wurde. Eines Morgens um zwei Uhr, es lag ein so dichter Nebel über dem Land, dass man nicht weiter als etwa zwanzig Meter sehen konnte, ging es los. Der Zeitpunkt war gut gewählt, denn der Nebel machte uns für Flugzeuge und andere Angreifer nahezu unsichtbar. Die Strecke war gesäumt von Pferdekadavern, die zum Teil ausgeschlachtet worden waren. Es lag haufenweise Füchtlingsgepäck herum und oft genug sah man leere Kinderwagen und auch welche mit erfrorenen Säuglingen verlassen herumstehen.

In Pillau

In Pillau wurden wir am Bahnhof von Ordnungshütern, die es dort erstaunlicherweise noch gab, in Empfang genommen. Nach langem und beschwerlichem Fußmarsch, bekamen wir eine Wohnung, die von ihren ehemaligen Bewohnern schon längst verlassen worden war, zugewiesen. Als sich der Nebel am späten Vormittag lichtete, begann ein schwerer Artilleriebeschuss von allen Seiten. Man hörte jedes Mal ein immer lauter werdendes zischendes Pfeifen und dann den dumpfen Einschlag. Gleich am Anfang wurde in unserer Straße ein kleines Häuschen, in dem meine Mutter noch vor kurzem für uns etwas zu essen bekommen hatte, weggefegt. Überall sah man rauchende Trümmer und tiefe Krater. Unser Dorchen bekam große Angst und fragte dauernd, ob wir

hier sterben müssten. Sie war kaum zu beruhigen und verlangte immer wieder nach ihrem Papa, zu dem sie wolle. Glücklicherweise entdeckten wir im oberen Stockwerk einen großen Teddy, den sie umgehend fest in ihr Herz schloss. Den mussten wir anstelle der Windeln und Unterwäsche in ihren kleinen Rucksack tun. Jetzt erst wurde unser Dorchen ruhig.

Hier in Pillau ist uns übrigens unser Kindermädchen Elfriede, die Ukrainerin, abhanden gekommen. Die hatte wohl Angst, sich von ihrer Heimat immer weiter, bis hin nach Dänemark, entfernen zu müssen. Sie wollte angeblich ihre Mutter treffen, die sich hier in der Nähe befinden sollte. Sie war ein hübsches Mädchen. Vielleicht dachte sie auch, dass sie beim Russen gut ankommt. Meine Mutter hat sie dann schweren Herzens ihres Weges ziehen lassen.

Der Ordnungshüter, der uns unsere Wohnung zugewiesen hatte, empfahl meiner Mutter, uns für den Fall bereitzuhalten, dass ein Schiff klar zur Aufnahme von Flüchtlingen sein sollte. Wir bekämen dann Bescheid. Wir warteten also eine Stunde und noch eine Stunde und noch eine. Es wurde zehn Uhr vormittags, elf Uhr, zwölf Uhr und niemand kam. Mir wurde allmählich klar, dass niemand mehr kommen würde, um uns mitzunehmen. Eventuell war ja der gute Mann durch den starken Beschuss längst umgekommen. Ich wurde immer unruhiger und habe meine Mutter zunehmend bedrängt, doch mit uns zum Hafen zu gehen. Endlich waren wir uns einig und brachen auf. Am Hafen stellten wir uns unverzüglich in die Warteschlange zum ersten besten Schiff. Es war die "St. Andere".

Sie hatte Bahnbeamte vorwiegend aus Braunsberg (Braniewo) und Frauenburg (Fromborg) mit ihren Familien aufgenommen. Als wir schon ziemlich weit vorne standen, wurde der Zugang durch Militärposten abgesperrt. Meine Mutter erkundigte sich, ob es nicht eine Möglichkeit gäbe, sie mit ihren vier Kindern doch noch aufzunehmen. Das wurde aber strikt abgelehnt. Das Schiff sei schon stark überladen und es dürfe nicht einmal eine Maus mehr rauf. Wir standen nun sehr bedrückt da und wussten nicht, was wir jetzt machen sollten. Da kam der Mann noch einmal zu uns und sagte zu meiner Mutter: „Heute Abend um halb sechs legt im Hafenbecken vier ein Dampfer aus Dänemark mit Munition an, das später Flüchtlinge aufnimmt. Gehen sie aber noch nicht ran. Gehen sie erst abends ran, wenn das Schiff entladen ist.“ Wir konnten das Schiff später von unserem Aufenthaltsort aus sehen. Es lag tatsächlich da und wurde entladen. Wir hielten uns, wie befohlen, zunächst nur in weiterem Umkreis auf. Am Abend wagten wir uns aber doch etwas näher ran. Plötzlich gab es Fliegeralarm. In unserer Nähe stand ein Güterzug. Wir sind schnell unter einem Waggon in Deckung gegangen. Dann wurden Bomben abgeworfen. Es

rumste und bumste allenthalben. „Lieber Gott, wenn wir schon sterben müssen, dann lass uns alle zusammen sterben“, dachte in diesen Augenblicken unsere Mutter. Dann kam die Entwarnung. Wir krochen aus unserem Versteck hervor und sahen, dass der Frachter jetzt Flüchtlinge aufnahm. Das spielte sich aber hoch oben über eine Verladebrücke ab. Dort wollte meine Mutter aber mit uns Kindern auf keinen Fall rauf, denn sie sah, was sich da oben abspielte. Es war ein Durcheinander, ein Gedränge und Geschubse. Männer verschafften sich mit ihren kräftigen Ellenbogen rücksichtslos Platz, auch wenn dabei Kinder über Bord gingen. Und ehe wir uns versahen, war auch dieses Schiff schon wieder voll. Wie wir dann mit unserem Gepäck so hilflos rumstanden, meinte ein Matrose zu seinem Kumpel: „Schau doch mal, Otto, da steht doch diese Frau mit den vier Kindern schon wer weiß wie lange und wartet. Können wir die nicht mal schnell rüber heben?“ Trotz der recht starken Dünung, die das Schiff im Wechsel näher an die Pier ran- und dann wieder von ihr wegtrieb, hievten uns die Matrosen nacheinander über die Reling. Nun waren wir also endlich an Deck und dankten Gott und den mitfühlenden Matrosen von Herzen. Dann fuhren wir, es war der 16.4.1945, auch gleich auf das Meer hinaus. Nur schnell raus aus dem Hafen. Draußen formierte sich eiligst der wohl letzte Geleitzug mit Minensuchboot, zwei Zerstörern und einigen Frachtern zur Reise nach Kopenhagen. Dann ging es mit Volldampf voraus. Später sahen wir Pillau durch Brandbomben in Flammen aufgehen. Ob wir das dort in unserer Wohnung überlebt hätten, ist sehr fraglich.

Auf hoher See

Wir hatten zunächst keinen Platz im Laderaum des Frachters bekommen und lagen, in Mänteln und Decken leidlich verpackt, an Deck. Es war sehr kalt. Später kam ein Ordner und versprach, unten ein Plätzchen freizumachen. Uns wurde dann eine Ecke direkt unter der großen Holztreppe zugewiesen. Vor Ermattung schliefen wir gleich ein. Sobald es jedoch Tag wurde, war es aus mit der Ruhe. Die Leute liefen ohne Rast und Ruh treppauf, treppab und unten rieselte pausenlos Schmutz und Dreck auf uns herab. Der Günter, der in seinem Kinderwagen genau da stand, wo die Leute gingen, hatte sehr bald entzündete Augen. Die Mutter versuchte zwar, ihn mit einem Stückchen Gardine, das sie in ihrem Gepäck vorfand, abzudecken, aber der nicht mehr gar so kleine Günter riss die Gardine mit seinen Händchen immer wieder weg.

Als wir an der Halbinsel Hela (Mierzeja Helska) vorbeikamen, wurden wir von Land aus unter Beschuss genommen. Wir mussten mit Volldampf voraus fahren und immer im Zickzack, damit sich der Feind nicht auf ein Ziel einschießen konnte. Andererseits musste darauf geachtet werden, dass man nicht in ein

vermintes Gebiet hineingeriet. Weil wir mit überhöhter Geschwindigkeit fuhren, musste die Mannschaft die Maschinen und Treibriemen außerdem laufend mit Wasser begießen. So entkamen wir dem Beschuss ohne Verluste.

Die Hälfte der Strecke nach Dänemark hatten wir wohl hinter uns, als sich Schreckliches ereignete. Meine Mutter war, wie auch ich, gerade oben an Deck, um auf einer Leine, die sie dort in der Nähe der Kajüte beim riesigen eisenbeschlagenen Ladebaum spannen durfte, Windeln und Höschen zum Trocknen aufzuhängen. Plötzlich bemerkte sie eine eigenartige Unruhe oben an den Flugabwehrkanonen (Flak). Dann hörte sie kurze, scharfe Geräusche, so als wenn Eisensplitter gegen Blechwände flögen: zing, zang, zing, zang, zang. Von oben waren laute Kommandos und Schreie zu vernehmen und sie sah, dass unsere Flaks im Einsatz waren. Eigentlich hatte sie noch nach unten zu uns Kindern laufen wollen, aber da war schon alles abgesperrt. So musste sie uns unten alleine lassen. Um sich zu schützen, warf sie sich unter den dicken Ladebaum, von wo aus sie vieles überblicken konnte. Sie sah, wie ein Flugzeug angeflogen kam und ein Lufttorpedo abwarf, das eines unserer Schiffe, nämlich dasjenige traf, auf das wir zunächst rauf gewollt hatten, das uns aber nicht mehr mitnahm, weil es bereits völlig überladen war. Nach dem Volltreffer gingen Heck und Bug nach oben und dann verschwand das Schiff innerhalb weniger Minuten in den eisigen Fluten. Dabei entstand ein schaurig großer und tiefer Strudel, der immer breiter und breiter wurde. Oben schwamm ab und zu ein kleiner Punkt. Im nächsten Moment war ein anderes Flugzeug dabei, ein weiteres Torpedo abzuwerfen, das für unser Schiff bestimmt war. Im gleichen Augenblick wurde es aber von einer benachbarten Flak abgeschossen und das Torpedo explodierte nur wenige Meter von unserem Frachter entfernt im Wasser. Es gab einen fürchterlichen Ruck, der das ganze Schiff gewaltig erschütterte. Unten im Schiff schien eine Panik auszubrechen und meine Mutter hatte fürchterliche Angst, dass man ihre Kinder zertrampeln könnte. Geistesgegenwärtig griff dann ein Matrose zum Megaphon und es gelang ihm, die Massen zu beruhigen. Wir seien nicht getroffen, das Torpedo sei in etwa zehn Metern Entfernung von unserem Schiff ins Wasser gegangen und explodiert. Es sei uns nichts passiert. Man möge doch bitte Ruhe bewahren. Ergriffen von den Ereignissen wurde ein Kirchenlied angestimmt, in das alle mit dankbarem Herzen einfielen. Leider wurde ein weiteres Schiff unseres Geleitzuges in Brand geschossen. Über dessen weiteres Schicksal ist mir aber nichts bekannt.

Wie anfangs erwähnt, war ich zu Beginn des Luftangriffs auch an Deck. Ich sah, wie Soldaten sich in aller Eile Stahlhelme aufsetzten und zu den Flaks eilten. Unweit von uns sah ich Flugzeuge in Formation auf uns zufliegen. Un-

mittelbar darauf hörte ich die schon beschriebenen scharfen Geräusche, wie wenn Metallsplitter auf Blech treffen. Dann wurde der ahnungslose, aber neugierige Junge von Ordnungskräften durch die noch einen Spalt geöffnete Ladeluke nach unten geschoben.

In Dänemark

Die Weiterfahrt gestaltete sich ohne Probleme. Am dritten Tag näherten wir uns früh morgens unbeschadet Dänemark. Alles jubelte, als Land in Sicht war. Rechts lag Schweden und links Kopenhagen. Wir sind dann überglücklich in den Hafen von Kopenhagen eingefahren. Dort sollten wir uns erst einmal ausruhen. Offenbar wusste man noch nicht so recht, wohin mit uns. Als wir, ermattet von den Strapazen, gerade eingeschlafen waren, gellten Alarmglocken. Alles aufstehen und sofort das Schiff verlassen! Schnell, schnell! Dänische Saboteure hätten Schiffe mit Flüchtlingen versenkt, hieß es. Wir wurden überstürzt ausgeschifft, in Lastwagen verladen und zu einem Bahnhof gefahren. Dort stiegen wir in einen Güterzug um, mit dem wir erst einmal eine ganze Strecke fuhren. Unterwegs wurde auf einem kleineren Bahnhof Halt gemacht. Hier bekamen wir die erste warme Mahlzeit. Es gab Erbsensuppe mit Würstchen und dazu bunte Limonade. Das hat geschmeckt. Danach stiegen wir in einen wärmeren Personenzug um und wurden bis nach Tybjerk gefahren.

Tybjerk

Man brachte uns zusammen mit etwa siebzig Personen in der großen Halle einer Schule unter. Hier machten sich die durchgestandenen Strapazen in der Weise bemerkbar, dass es zu epidemieartigen Erkrankungen, insbesondere der Kinder, kam. Viele sind an Brechdurchfall oder Lungenentzündung gestorben. Auch wir waren, ich glaube außer mir, alle sehr krank und wurden in ein Feldlazarett gebracht, wo man uns, den dürftigen Möglichkeiten entsprechend, ärztlich behandelte. Das Militär und ein Großteil des Personals waren inzwischen nach Deutschland verlegt worden. Dorit hatte eine doppelseitige Lungenentzündung. Besonders schwer krank war unser Günter. Der hatte sich auf der Flucht eine Vergiftung durch verdorbene Milch zugezogen. Seitdem aß er nichts mehr, was mit Milch zu tun hatte, keine Butter, keinen Quark oder Käse und auch keine Eier. Er war nur noch ein heißes Bündel aus Haut und Knochen.

Meine Mutter war schon am Verzweifeln. Wenn ihr jetzt, nach all den Strapazen noch die Kinder wegsterben sollten, was würde sie dann ihrem Mann sagen, von dem sie allerdings nicht wusste, ob er noch am Leben war. Dann bekam sie für Günter von einem Sanitäter eine Kiste mit Aplona®, ein Pulver aus getrockneten Äpfeln, das besonders gegen Durchfall wirken sollte. Das hat der

Junge, mit warmem Wasser als Brei zubereitet, gegessen. Von da an ging es mit ihm gesundheitlich zwar nur langsam aber stetig bergauf.

Nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8.5.1945 kamen wir in Tybjerk hinter Stacheldraht. Für Ordnung hat da ein deutscher Feldwebel Fischer gesorgt. Hier gab es einen riesigen Waschraum mit einem großen beheizbaren Kessel, in dem die Frauen ihre Wäsche waschen und kochen konnten. Es wurde genau eingeteilt, wer wann und wie lange waschen durfte. Das richtete sich auch nach der Anzahl der Kinder.

In diesem Lager begann sich ein altes Leiden meiner Mutter wieder in den Vordergrund zu schieben. Sie hatte Krampfadern und als Folge schon zu Beginn der Flucht offene Beine, d. h. an beiden Beinen zusammen sieben offene Stellen, die nicht verheilen wollten. Ein Arzt versuchte über längere Zeit die Wunden zur Abheilung zu bringen, was aber nicht gelang. Glücklicherweise kannte er aber einen Spezialisten, der mit diesen Problemen besonders vertraut war und in einem benachbarten Militärlazarett arbeitete. Zu dem wurde sie überwiesen und von ihm operiert. Sie lag danach 14 Tage im Krankenhaus, ihrer Kinder wegen, wie sie sich ausdrückte, wie auf glühenden Kohlen. Eine ältere Frau und Frau Griewe, eine nette Nachbarin, mit der wir später noch in einem anderen Lager zusammen waren, haben derweil auf uns aufgepasst und uns offenbar gut versorgt.

Nymindegab

Als Memelländer hatten wir das Recht, uns für die Überführung in ein internationales Flüchtlingslagerlager, in dem Finnen, Esten, Letten, Litauer, Polen und Menschen anderer Nationalitäten zusammen lebten, zu bewerben. Memelländer waren nach unserem damaligen Verständnis weder Reichsdeutsche noch Litauer. Das haben die dänischen Behörden wohl auch so gesehen. Weil es uns letzten Endes in Tybjerg nicht so sonderlich gut ging und die Aussicht bestand, in Nymindegab nicht hinter Stacheldraht leben zu müssen, haben wir die Umsiedlung beantragt. Es dauerte zwar Wochen über Wochen, aber dann kam ganz plötzlich, als unsere Mutter noch im Krankenhaus lag, der Bescheid, dass wir nach Nymindegab umsiedeln dürften und uns zu einem bestimmten Datum bereithalten sollten. Meine Mutter bat daher gleich darum, wenn auch auf eigene Verantwortung, früher entlassen zu werden und schaffte es so, alle Vorbereitungen gerade noch rechtzeitig zu treffen.

Beim Lager in Nymindegab handelte es sich um eine große Kasernenanlage mit soliden Gebäuden, die seinerzeit zur Unterbringung dort stationierter deutscher Truppen erbaut worden waren. Nach der Kapitulation diente die Anlage

als Flüchtlingslager. Der Ort liegt in Westjütland, ganz in der Nähe der Nordseeküste.

"Kinderspiele" in Nymindegab

In Nymindegab hatten wir Kinder ein weites Betätigungsfeld. Es gab gleich nebenan etliche große Bunker, die die deutsche Wehrmacht als Teil des Atlantikwalls im besetzten Dänemark errichtet hatte. Im Winter bestand dort die einzigartige Möglichkeit von den Bunkererhebungen runterzurodeln. Auch das Innenleben dieser Bunker zu erforschen war ausgesprochen spannend. Zum Beispiel hatte eine Bunkermauer ziemlich weit oben ein tiefes viereckiges Loch. Als wir da mutig hineinlangten, kam ein großes Scherenfernrohr zum Vorschein, mit dem sich die nähere und weitere Umgebung hervorragend erschließen ließ.

Weniger harmlos war die Entdeckung eines zugeschütteten Schützenloches, das mit hunderten, wenn nicht tausenden, von Zündern gefüllt war. Wenn man die gut trocknete, und dann an einem Sicherungsstift zog, knallte es wunderbar. Es wurden auch Versuche unternommen, mit Hilfe dieser Zünder sowie einer langen Schnur Gewehrmunition, die allenthalben zu finden war, zur Zündung zu bringen.

Eine weitere Begebenheit möchte ich noch zum Besten geben: Ein Junge hatte ein Glasgefäß gefunden, das äußerlich wie eine größere Glühbirne aussah, aber zu einem Viertel mit einer Flüssigkeit gefüllt war. Ein Schlaumeier unter uns meinte zu wissen, um was es sich da handelte. Man müsse die Birne aufschlagen und dann draufpinkeln. Dann würde es gewaltig zischen. Gesagt, getan. Wir stellten uns alle um die geheimnisvolle Birne, einer kniete nieder und zerschlug sie auf einem Stein. Entgegen aller Erwartung zischte und spritzte die Flüssigkeit auch schon ohne dass jemand draufgepinkelt hätte. Einige von uns haben ziemliche Verätzungen davongetragen. In unserer Kleidung entdeckten wir später einige Löcher, was damals noch sehr schlimm war.

Unsere Mutter hatte in diesem Lager, besonders wegen meines Bruders Hannes, der leicht für alle möglichen Streiche zu begeistern war, viele Ängste auszustehen. Sie bat ihn immer wieder inständig, doch nicht mit den größeren Buben überall mitzugehen und jeden gefährlichen Unsinn mitzumachen. Zuletzt drohte sie ihm aus Verzweiflung an, ihn abends nicht mehr in unser Zimmer zu lassen, falls er mit den anderen Jungen mitgehen und zu spät nach Hause kommen täte. Als es dann doch wieder sehr spät wurde, hat meine Mutter ihn tatsächlich ausgeschlossen. Da ist der Hannes doch in die große Waschküche gegangen, hat sich in den Waschkessel reingelegt, den Deckel von innen fast zugezogen und ist dort eingeschlafen. Da kommt am späten Abend doch

eine ältere Frau in die Waschküche, um ihre Wäsche noch schnell einzuweichen, hebt den Deckel an und bekommt einen Schreikrampf: "Da liegt einer drin im Kessel!" schrie sie den ganzen Flur entlang. Da musste meine Mutter sich bei der Frau entschuldigen und den Hannes doch zu Hause weiterschlafen lassen.

Wenn irgendwo irgendwas angestellt wurde, dann war der Hannes immer dabei. Unser Blockältester, ein Litauer, war unter den Leuten sehr unbeliebt. Ihm wollten die Jungen einen Streich spielen. Der Hannes hat natürlich an vorderster Front mitgemacht. Sie besorgten sich eine Kiste verfaulter Flunder vom Müllhaufen. Einer der Jungen riss die Türe des Blockwartbüros auf, der Hannes schmiss die Flunder ins Zimmer und der dritte im Bunde schlug die Türe zu. Dann liefen sie weg. Natürlich hat der Blockwart den Hannes erkannt und kam auch gleich in unser Zimmer reingebrüllt: "Ihr Junge! Ihr Junge!" und so weiter. Dann nahm er ihn mit und sperrte ihn für eine Nacht in einen Kohlenkeller, was offenbar nicht so schlimm war, wie man meinen könnte. Hannes fand nämlich einige Kuchen, die irgendwer dort deponiert hatte und die ihm ausgezeichnet gemundet haben. Weitere Strafaktionen hat dann meine Mutter abwenden können.

Eines Tages hatten einige Jungen mit Hannes vorneweg die Idee, mit Steinen nach den Porzellanisolatoren der Telegraphenleitung zu werfen. Ich stand nur dabei und habe zugeschaut. Da kommt doch plötzlich ein Mann aus dem Büro angelaufen, packt mich, da ich als einziger nicht weglief, weil ich mich total unschuldig fühlte und verhaute mich mit einem Gummiknüppel mit Metalleinlage (auch Totschläger genannt) dermaßen, dass man die Stellen am Hintern noch heute unschwer erkennen kann. Meine Mutter, die gerade beim Einteilen der Brotrationen mit einem langen spitzen Messer hantierte, hörte mein Kreischen und Heulen und lief noch mit dem Messer in der Hand über den Flur auf meinen Peiniger zu. Der bekam einen gewaltigen Schreck, weil er dachte, dass sich meine Mutter auf ihn stürzen wolle. Sie ist dann mit mir gleich zum Lagerkommandanten gegangen und hat den Mann, bei dem es sich übrigens um einen Litauer handelte, angezeigt. Wenn ich mich recht erinnere, wurde er mit dem Entzug des monatlichen Taschengeldes, auf das man in diesem Lager Anspruch hatte, bestraft.

Diese und viele andere Geschichten haben meine Mutter immer wieder daran denken lassen, uns für die Verlegung in ein deutsches Flüchtlingslager anzumelden.

Um Nymindegab herum

Zusammen mit der Mutter sind wir auch öfters an die Nordsee gegangen. Eigenartigerweise hatte mein kleiner Bruder Günter eine unerklärliche Angst vor dem Meer. Er schrie und kreischte schon, wenn er das Rauschen der Wellen auch nur von weitem hörte. Später ist er kurioserweise Seemann geworden.

An der See konnten wir die Fischer beobachten, wenn sie am Nachmittag mit ihrem Fang zurückkamen. Meist hatten sie Dorsche gefangen, die auch gleich am Strand verarbeitet wurden. Mit einem kurzen krummen Messer, das mit einem Gurt am Handgelenk befestigt war, schlitzten sie die Fische am Bauch auf und nahmen sie aus. Das Eingeweide wurde ins Meer geworfen, die Leber durften wir mitnehmen. Unsere Mutter verstand es, daraus eine Pastete zu bereiten, die nicht nur ausgezeichnet schmeckte, sondern auch sehr gesund war.

In der Nähe unseres Lagers gab es auch verschiedene Süßwasserseen, die im Winter über längere Zeit zugefroren waren. Dann kamen Fischer mit meterlangen Holzstangen, an deren Ende ein Drei- oder Vierzack mit Widerhaken montiert war, hackten mit Beilen Löcher in das Eis und stocherten mit ihren Aalstecheisen den Boden so lange ab, bis ein oder auch mehrere Aale dranhingen und dann aus dem Wasser gezogen werden konnten. Die armdicken Exemplare kamen in eine Kiste, die auf einem Schlitten stand und die kleineren Aale warfen sie aufs Eis. Die durften wir einsammeln und nach Hause mitnehmen. Unsere Mutter musste sie entschleimen, ausnehmen und in der Pfanne zubereiten, was sie immer große Überwindung kostete. Aber für ihre Kinder hat sie alles getan, auch wenn sie später keinen lebendigen Fisch und insbesondere keinen Aal mehr anfassen konnte.

Im Sommer haben auch wir Kinder gefischt. Das ging so: Nicht weit von unserem Lager gab es zwei Seen, die miteinander durch ein dickes Rohr verbunden waren. Im Rohr herrschte eine leichte Strömung. Jetzt wurde auf der einen Seite des Rohres ein Heuhaufen in das Wasser geworfen, der langsam durch das Rohr zog und auf der anderen Seite ein Netz befestigt. Durch den Heuhaufen aufgeschreckt, flohen die Fische, die sich in der Röhre versteckt hatten, direkt in das aufgespannte Netz, das dann oft brechend voll war. Auch wer kein Netz hatte, konnte Fische fangen, indem er einfach einen löchrigen Eimer hinhielt.

Kurz bevor mein Vater unser Dorf Dumpen endgültig verließ, konnte er an bei uns einquartierte deutsche Soldaten, die ausreichend Geld besaßen, ein Radio, Gänse, Hühner und etliche Schweine verkaufen. Zusammen mit noch vorher Erspartem, waren das um die zweitausend Reichsmark, die meine Mutter bis nach Nymindegab herübergerettet hatte. Weil der Besitz deutschen Geldes

illegal war und die Dänen es gerne einsammelten, grassierte die Angst vor entsprechenden Kontrollen. Das Geld musste also immer sorgfältig versteckt werden. Als besonders sicher galten meiner Mutter unsere Schuhe, in die sie, natürlich ohne unser Wissen, das Geld, aufgeteilt in vier Portionen, legte und mit Filzeinlagen abdeckte. Anlässlich eines nicht genehmigten Spazierganges an der Nordsee wurden die Schuhe nass und einige Geldscheine waren so zerrieben, dass sie weggeworfen werden mussten. Aber es kam noch schlimmer. Ein anderes Mal hatte der Hannes doch seine Schuhe am Strand stehen gelassen. Da half kein Suchen mehr, die waren inzwischen einfach weg. Was nun? Meine Mutter wusste, dass Lola, eine nette junge Frau, die den Günter des Öfteren im Kinderwagen ausgefahren hat, weitreichende Beziehungen im ganzen Lager unterhielt. Der erzählte sie von ihrem Ungemach mit den am Meer stehen gelassenen Schuhen und Lola brachte die Geschichte umgehend unter die Leute. Und tatsächlich meldete sich alsbald ein ehemaliger Soldat, der ein Paar feste Männerschuhe am Strand gefunden hatte. Überglücklich konnte meine Mutter die Schuhe dann in Empfang nehmen. Eine Untersuchung zu Hause ergab, dass alle Geldscheine noch an ihrem Ort waren.

Hilfe für hungernde Flüchtlinge in Oxbüll (Oksbøl)

Die Lebensbedingungen in den vielen Flüchtlingslagern in Dänemark waren sehr unterschiedlich. Während es uns in Nymindegab blendend ging, sind im benachbarten Oxbüll insbesondere Kinder und ältere Leute reihenweise an Infektionskrankheiten gestorben oder einfach verhungert, so auch Grützners, ein uns noch aus Memel bekanntes Ehepaar. Der Oxbüller Lagerkommandant war ein ausgesprochener Deutschenhasser, der seine Schutzbefohlenen hungern ließ, sie durch Salzentzug schikanierte und ihnen ärztliche Behandlungen vorenthielt. Das sprach sich natürlich auch bis zu uns nach Nymindegab herum. Daher versuchte meine Mutter, zusammen mit anderen Frauen, ihnen so gut es ging zu helfen. Sie sammelten alles was sie an Nahrungsmitteln erübrigen konnten und schmuggelten diese mit Hilfe eines kooperationswilligen dänischen Milchmannes nach Oxbüll. Natürlich hat das die herrschende große Not nur punktuell lindern können.

Rivalitäten unter den verschiedenen Nationalitäten

Das Verhältnis der Flüchtlinge unterschiedlicher Nationalitäten untereinander war nicht ohne Spannungen, was sich ja schon in einigen der geschilderten Begebenheiten widerspiegelt. So hatten die Litauer Probleme mit den Polen, deren Ursachen in ihrer gemeinsamen Geschichte zu sehen sind. Vor allem aber lagen sich die Litauer mit den Memelländern und umgekehrt in den Haaren, was durch die folgende Geschichte eindrucksvoll belegt werden soll.

Die Litauer hatten anlässlich ihres Nationalfeiertages, dem 16. Februar, einen extra von weit her geholten und daher auch sicher sehr teuren Fahnenmast aufgestellt, an dem die gelb-grün-rote Fahne am nächsten Morgen im Winde flattern sollte. Am Fuße des Mastes war ein aus Mosaiksteinen mit größter Sorgfalt und künstlerischem Können auf weißem Grund ausgelegter roter St. Georg (Šventas Jurgis) zu bewundern.

Am Abend vor dem Gedenktag besuchten uns zwei Mädchen. Eine davon kannte meine Mutter noch von Memel, die andere war die hier schon kurz vorgestellte Lola, die den Günter oft ausgefahren und dadurch meiner Mutter sehr geholfen hat, denn während dieser Zeiten konnte sie ungestört flicken, stopfen und andere Arbeiten verrichten. Die Mädchen meinten, sie hätten doch bei uns eine Bügelsäge gesehen, ob sie die nicht mal für einen Tag ausleihen dürften. Sie wollten drüben in der Baracke Holz zum Heizen klein machen. Natürlich bekamen sie die Säge, nicht ohne die Ermahnung, sie doch bitte gleich wiederzubringen.

Am nächsten Morgen steht unsere Mutter auf, zieht den Fenstervorhang zur Seite, wie sie es jeden Morgen tat und traut ihren Augen nicht. Da liegt doch der schöne Mast auf dem Boden. Meiner Mutter fuhr es durch Mark und Bein und es wurde ihr sofort klar, dass die jungen Leute den Mast mit unserer Säge umgelegt hatten. Natürlich und berechtigterweise war die Aufregung unter den Litauern, denen man hier einen schlimmen Streich gespielt hatte, riesengroß. Es dauerte auch gar nicht lange, da hatten sie den Martin Kaitinis am Wickel, einen blondgelockten Jüngling aus Memel, den sie verhörten und dabei blau und grün schlugen. Er konnte tagelang kaum gehen, hat aber offenbar nicht verraten, ob und mit wem zusammen er die schändliche Untat begangen hatte und woher die Säge kam.

Besonders dieser, aber auch andere Vorfälle und die Tatsache, dass ihr offenbar ein Mann hartnäckig nachstellte, hat meine Mutter dann schlussendlich dazu bewogen, die Verlegung in ein deutsches Flüchtlingslager zu beantragen. Wir kamen nach Aalborg. Hier bricht die Aufzeichnung ab. Gleichwohl will ich noch einige markante Episoden nachreichen.

Aalborg

Das Lager in Aalborg, die letzte Station vor unserer Ausreise nach Deutschland, befand sich an einem großen Segelflughafen (in der Nähe des Limfjordes) und war von diesem durch einen Stacheldrahtzaun getrennt. An den Wochenenden konnten wir gewagte Kunstflugdarbietungen (Turns, Außen- und Innenloopings) bewundern. Jenseits des Zaunes verlief eine schmale Betonstraße, auf der dänische Wachsoldaten patrouillierten. Manche waren nett

und warfen uns Kindern ihre herrlichen, doppelt und dreifach belegten Frühstücksbrote über den Zaun. Andere erfüllten mit grimmigen Gesichtern ihre Pflicht und nahmen keinerlei Notiz von uns. Drüben auf dem Segelfluggelände wuchsen wunderschöne Blumen, die aber unerreichbar schienen, bis eines Tages jemand ein Loch in den Stacheldrahtzaun gemacht hatte, durch das nun die kleinen Mädchen und Jungen behände hindurch schlüpften, schnell eine Hand voll Blumen pflückten und rasch, noch bevor der Wachsoldat wieder vorbei kam, zurück ins Lager huschten. Das war lustig anzuschauen und ich glaube, dass so manch eine Wache beide Augen zugekniffen hat, denn es wurde nie jemand beim „Ausbruch“ ertappt. Eines Morgens jedoch gab es große Aufregung jenseits des Stacheldrahtzaunes. Da hat doch ein infamer Lausbub mit dicken Kreidestrichen ein großes Hakenkreuz auf die Betonstraße geschmiert. Wer das gemacht hatte, war durch die nachfolgenden Ermittlungen nicht herauszubekommen. Man munkelte aber, dass ein gewisser Hannes sich durch ältere Jungen zu dieser Tat habe anstiften lassen. Ob er es wirklich gewesen ist, kann ich heute nicht mehr mit Gewissheit sagen und ich kann ihn auch nicht mehr befragen, denn er ist inzwischen verstorben. Friede seiner Seele.

Günter war inzwischen zu einem allerliebsten Gnabbel herangewachsen. Er hatte sich eine ziemlich komplizierte Babysprache angeeignet. Des Öfteren nahm er einen Aluminiumschöpflöffel und telefonierte mit unserem Vater: Hallo, hallo Malettata (Schöpfkelle), ist Papa da? Kreißeleiter nannte er die Streichhölzer, die er immer haben wollte. Krapkrap (Apparat) stand für ein leistungsfähiges Scherenfernrohr, das wir in einem versteckten Winkel eines ehemaligen Militärbunkers in Nymindegab gefunden hatten und durch das natürlich jeder mal durchgucken wollte. Lickelauer hieß der Schlitten, auf den er gesetzt und sodann gezogen werden wollte.

Ausreise nach Deutschland

Über das Internationale Rote Kreuz haben wir, ich glaube es war 1947, dann erfahren, dass unser Vater noch lebt und sich bei seiner Schwester (Liesbeth Oksas) in Plumboom/Niedersachsen befindet. Zusammen mit vielen anderen Flüchtlingen durften wir dann nach Deutschland ausreisen. Der Zug war extrem lang und wurde von zwei Lokomotiven, je eine vorne und hinten, gezogen. Der Jubel war groß, als wir in Rendsburg, der ersten Station in Deutschland, ankamen. Besonders beeindruckend war für uns Jungen die gewaltige Lok, die nun die Arbeit der beiden kleineren dänischen Loks übernahm. In schneller Fahrt ging es sodann nach Osnabrück, wo unser Vater uns abholte. Es war später Abend und wir hatten uns bereits auf einem Strohlager ausgebreitet. Als

unser Vater erschien, war zumindest bei Günter die Enttäuschung groß. Das war nicht sein Vater, mit dem er so oft telefoniert hatte. Er brauchte einige Tage, um sich an den „neuen“ Vater zu gewöhnen.

Wir wohnten sodann einige Zeit in Plumboom bei Familie Frehms, bis unser Vater bei Maurermeister Schulz in Sarchem Arbeit und eine Wohnung bekam. Nach zwei Jahren ohne, war jetzt auch wieder Schule angesagt. Die befand sich in Hitzacker. Der Schulweg über Gut Hagen war ziemlich lang. Von Fahrrädern konnten wir damals nur träumen. Aus diesem und anderen Gründen wollten wir nach Hitzacker ziehen. Das ging aber nur, wenn man dort eine Wohnung nachweisen konnte. Um Ostern 1948 herum konnten wir von einer etwas seltsamen Dame gegen Zahlung der 1900 Reichsmark, die wir über die Zeiten gerettet hatten und unter Zugabe einer Gans und eines Hasen eine kleine Baracke in Starkastenformat in Hitzacker erwerben. Die Dame zog im Gegenzug in unsere ach so romantisch gelegene Wohnung in Sarchem ein. Auf diese Weise wurden wir Bürger des Luftkurortes Bad Hitzacker/Elbe.

Epilog

Hannes absolvierte die Hauptschule in Hitzacker und ging dann zu Maurermeister Schulz in die Lehre. Seinem erlernten Beruf ist er nicht für immer treu geblieben. Nach dem Dienst bei der Bundeswehr hat er einige Jahre Getränke ausgefahren, war dann Lastkraftwagenfahrer und schlussendlich bis zur Verrentung zuverlässiger und begeisterter Schulbusfahrer.

Ich war ein guter Schüler, hatte jedoch zunächst nicht die geringste Chance, eine weiterführende Schule zu besuchen. Das nächste Gymnasium befand sich im fünfzig Kilometer entfernten Lüneburg und kostete Fahr- und Schulgeld, das wir nicht hatten. 1950 hörte ich dann von einem weitläufigen Verwandten namens Günter Oksas, dass es in Diepholz ein litauisches Gymnasium mit Internat gäbe, das auch Kinder aus dem Memelland aufnähme. Ich war sofort begeistert und lag meinen Eltern so lange in den Ohren, bis meine Mutter nach Diepholz fuhr, um sich die Schule anzuschauen. Sie wurde vom Lehrer Bimberis ausgesprochen nett empfangen. Es täte nichts schaden, wenn der Junge kein Litauisch sprach oder verstand, denn das würde er sicher sehr schnell lernen. Trotzdem war sie nicht begeistert, denn die Schule befand sich auf dem Gelände eines internationalen Flüchtlingslagers und war in zerschossenen Kasernen eines ehemaligen Militärflughafens untergebracht. Ich versicherte meinen Eltern, dass mir das alles nichts ausmachen würde und sie ließen mich dann Anfang Februar 1951 endlich, allerdings in der Hoffnung, ziehen, dass ich, von Heimweh getrieben, in spätestens vier Wochen wieder zu Hause sein würde. Es kam aber anders und ich durfte dort bis zum Abitur 1957 (die

Schule war inzwischen nach Hüttenfeld in das 1853 von Baron Mayer Carl von Rothschild erbaute Schloss Rennhof umgezogen) die schönste Zeit meiner Jugend verbringen.

Dorit, meine Schwester, durchlief ohne Besonderheiten die Volksschule (heute Hauptschule), wurde zunächst Kindergärtnerin und später Krankenschwester.
Meinem jüngeren Bruder Günter setzte sein Grundschullehrer Müller so sehr zu, dass er zeitweilig für schulische Belange nahezu blockiert war. Nach der Schulzeit durchlief er eine ziemlich verkorkste Schreinerlehre beim gottgefälligen Meister Schweizer in Harthausen bei Stuttgart. Nach der Lehre zog es ihn in die Fremde, egal wohin, nur weg von Harthausen. Unmittelbar nach erfolgreicher Gesellenprüfung fuhr er, trotz des Angebotes seines Meisters, ihn zu übernehmen, nach Hamburg und wurde Seemann (Schiffszimmermann, Pumpmann etc.).

Meine Zeit als Schüler und später auch als Lehrer des Litauischen Gymnasiums

Im Folgenden möchte ich auf Vorschlag der Herausgeber der "Annaberger Annalen" ein wenig mehr über meine Zeit als Schüler und später auch während meines Studiums in Heidelberg als Lehrer am Litauischen Gymnasium berichten. Meine bescheidenen Ausführungen hierzu werden die Vergangenheit aus einem eher subjektiven Blickwinkel und nur unvollständig und episodenhaft widerspiegeln.

Wie schon kurz erwähnt, durfte ich also Anfang 1951 nach Diepholz reisen, wo sich das Internat des Litauischen Gymnasiums auf dem Gelände eines ehemaligen Militärflughafens in einem Kasernengebäude etabliert hatte. Dort bekam ich vom damaligen Internatsleiter Olegas Gešventas in einem Mehrbettzimmer eine Stahlrohrpritsche und einen schmalen Kleiderspind zum Verstauen meiner Habseligkeiten zugewiesen.

Erste Schuleindrücke

Am nächsten Morgen erfolgte die Einstufung der neuen Schüler in die entsprechenden Klassen. Ich wurde zunächst der Sexta zugeteilt, dann aber, nachdem ich anhand meiner Zeugnisse nachweisen konnte, dass ich in Hitzacker, dem Wohnort meiner Eltern, bereits ein Jahr Englischunterricht gehabt hatte, in die Quinta aufgenommen und sodann zu Ostern regulär in die Quarta versetzt.
Soweit ich mich erinnern kann, gab es bezüglich der litauischen Sprache keine größeren Probleme, denn längst nicht alle Schüler waren des Litauischen in ausreichendem Maße mächtig, so dass ich nicht der Einzige mit mangelhaften bzw. komplett fehlenden Litauischkenntnissen war. Im Unterricht bemühten

sich die Lehrer, wichtige Sachverhalte auch kurz auf Deutsch zu erklären. Durch intensiven Nachhilfeunterricht, der für Schüler ohne oder mit nur unzureichenden Litauischkenntnissen obligatorisch war, wurden die gegebenen Sprachdefizite schnell beseitigt, sodass man nach etwa einem halben Jahr dem Unterricht ausreichend gut folgen konnte.

Das erste litauische Wort, das ich als deutscher Muttersprachler lernte, war "mesk". Auf der rückwärtigen Terrasse des Schulgebäudes spielten Schüler mit einem Ball und jeder schrie aus Leibeskräften "mesk! mesk!", was nur so viel bedeuten konnte wie "wirf (mir den Ball zu)". Ich versuchte es auch mal und siehe da, ich bekam den Ball alsbald zugeworfen. Dieser und ähnlicher tagtäglich stattfindender "Sprachunterricht" hat sicherlich entscheidend zum relativ schnellen Erwerb der nicht einfach zu erlernenden litauischen Sprache beigetragen.

Als Kuriosum möchte ich hier zum Besten geben, dass ich ziemlich am Anfang ein wunderschönes und langes Gedicht von Pranas Vaičaitis "Yra šalis, kur upės teka" (Es gibt ein Land, wo Flüsse fließen…) auswendig lernen musste und es auch heute noch weitgehend aufsagen kann, ohne damals den Text verstanden zu haben.

Ein lustiges Missverständnis gab es zu Hause während der Osterferien 1951, als ich meinen Eltern stolz mein Versetzungszeugnis in die Quarta vorzeigte, in dem es einige Fünfer- und viele Vierernoten gab. Nun muss man wissen, dass in Litauen und folglich auch am Litauischen Gymnasium die beste Schulnote eine 5 und die schlechteste eine 1 waren. Davon musste ich meine Eltern, die das zunächst nicht glauben wollten, erst überzeugen, was nicht so ganz einfach war, dann aber letztendlich doch gelang.

Namensgebung der Schule

Am 16. Februar 1951 wurde unsere Schule getauft und erhielt den im Litauischen wohlklingenden Namen "Vasario 16-osios gimnazija" d. h. "Gymnasium des 16. Februars", benannt nach dem litauischen Nationalfeiertag, mit dem der Unabhängigkeitserklärung Litauens am 16.2.1918 bis zum heutigen Tage gedacht wird. Mit dieser Namensgebung war die Zielsetzung der Schule hinreichend umrissen: Im Hinblick auf eine künftige Wiedererlangung der Unabhängigkeit Litauens, sollte der litauischen Jugend in der Fremde eine vorläufige Heimstatt geboten werden, wo sie eine letztlich zum Abitur führende höhere Schulbildung genießen, die litauische Sprache erlernen bzw. pflegen sowie mit der wechselvollen litauischen Geschichte, litauischer Kultur und mit litauischen Traditionen vertraut gemacht werden sollte, um letztendlich eine eigene litauische Identität aufbauen zu können.

Diesem Ziel dienten auch verschiedene Veranstaltungen, wie z. B. das sonn- und feiertägliche Hissen der litauischen Trikolore, dessen äußere Gestaltung durch pfadfinderische Traditionen gekennzeichnet war. Man stellte sich in Reih und Glied vor dem Fahnenplatz auf, der Stammesführer der litauischen Pfadfindergruppe schickte eine uniformierte Dreierabordnung von Pfadfinder/Innen an den Fahnenmast, wo dann bei strammer Haltung aller Teilnehmer während des Absingens der litauischen Nationalhymne die Fahne langsam hochgezogen wurde. Das machte Eindruck und verband.

Ungewöhnlicher Besuch

Anlässlich der Feierlichkeiten zum 16. Februar 1952 (oder 1953) als in den Wäldern Litauens noch die letzten litauischen Partisanen verzweifelt gegen die Annexion ihrer Heimat durch die Rote Armee kämpften und ihr Leben ließen, durften wir einen ganz besonderen Gast in unserer Schule begrüßen. Es handelte sich um den damals bereits sehr betagten und besonders in Kleinlitauen, aber auch über die Grenzen Litauens hinaus, bekannten litauischen Lehrer, Humanisten, Dichter, Philosophen, Theosophen und Patrioten Vydūnas (Vilius Storost). Obwohl vom körperlichen Verfall schon stark gezeichnet, hielt er mit leuchtenden Augen und wallendem schlohweißem Haar eine beeindruckende patriotische Rede, die uns alle sehr berührte.

Bei den litauischen Pfadfindern

Schon in Hitzacker hatte ich Gelegenheit, eine vom dortigen Pastor Legel geleitete Pfadfindergruppe kurz kennenzulernen. Die Aktivitäten an den Heimabenden beschränkten sich allerdings im Wesentlichen auf das Vorlesen aus Karl May's gesammelten Werken. Umso überraschter war ich von den vielen Aktivitäten der litauischen Pfadfinder am Litauischen Gymnasium.

Sobald ich mich in das Internatsleben eingelebt hatte, beschloss ich, mich den Pfadfindern anzuschließen. Zur Auswahl standen die ganz normalen Pfadfinder, sozusagen das Fußvolk, die Seepfadfinder mit Schwerpunkt Modellschiffsbau, Schwimmen und Segeln sowie die Luftpfadfinder, deren besonderes Interesse dem Modellflugzeugbau sowie dem Segelfliegen galt. Ich entschloss mich ganz spontan für die Luftpfadfinderei und wurde im Herbst 1951 in die Sippe der "Vanagai" (Habichte) aufgenommen, die damals von Kasparas Dikšaitis, einem sehr angenehmen älteren Mitschüler mit besonderen Führungsqualitäten geleitet wurde. Er führte die Neulinge in die zunächst unbekannte Materie ein und bereitete uns auf das Ablegen des Pfadfinderversprechens vor, das etwa so lautete: Bei meiner Ehre verspreche ich, mich zu bemühen, allzeit Gott, der Heimat und dem Nächsten zu dienen. Erst danach war

man vollwertiges Mitglied seiner Sippe und durfte einen Pfadfinderschlips tragen.

Besonders attraktiv war die Pfadfinderei nicht nur im Hinblick auf die vielen Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, sondern auch durch die zahlreichen Zeltlager, an denen man schon bald teilnehmen durfte. So waren wir z. B. 1954 Gäste im Bundeslager des Bundes Deutscher Pfadfinder (BDP) in Kirchberg/Hunsrück. 1956 durfte ich mit Unterstützung einiger in Ehren ergrauter Pfadfinderhasen

Fahnenappell im Pfadfinderlager „Rambynas“
v.l.n.r.: 1. Jane Simonaitytė, 3. Gerda Kušneraitytė, 6. Mariūnaitė, 7. Martynas Čerkus, 11. Černius, 12. Venclauskas und ganz rechts Lagerleiter Lėnertas

Frühstück im Zeltlager „Rambynas“

Major Černius sowie Schauspieler/Dramaturg/Lehrer M. Venclauskas erstmals ein größeres Pfadfinderlager, das sich in einem tiefen Tal im Pfälzerwald bei Bad Dürkheim befand und dem wir den Namen "Rambynas" (nach der geschichtsträchtigen Anhöhe Rombinus an der Memel, gegenüber von Ragnit) gegeben hatten, leiten. Von diesem Lager schwärmen auch heute noch viele ehemalige Teilnehmer.

Vor dem Jublee Jamboree 1957 bei Birmingham /GB
v.l.n.r.: Vilius Lėnertas, Vynandas Blechertas, Vykintas-Povilavičius, Martynas Sprogys, Rolandas Rožaitis und Petras Cibitis

Unvergesslich ist auch die Teilnahme am "Jublee Jamboree" im Sutton Park bei Birmingham/G.B. im August 1957, wo ein doppeltes Jubiläum gefeiert wurde, nämlich das 50-jährige Bestehen der Pfadfinderorganisation sowie der hundertste Geburtstag des 1941 im Alter von 84 Jahren verstorbenen Gründers der Pfadfinderorganisation, Lord Baden Powell. Zu Besuch im Zeltlager hatten wir die Ehegattin Lady Baden Powell, und die damals noch junge Königin Elisabeth II.

Im Anschluss an das Jublee Jamboree planten wir, mein Freund Petras Cibitis und ich, nicht gleich nach Hause zu fahren, sondern vorher noch etwas mehr von England und Schottland kennenzulernen. Es sollte über Glasgow nach Edinburgh gehen. Für eine Fahrt mit der Eisenbahn hatten wir natürlich kein Geld. So blieb nur das Trampen. Wir zogen unsere Pfadfinderuniformen an und machten uns auch gleich auf den Weg. Von Autos mitgenommen zu werden, war, besonders um Birmingham herum, überhaupt kein Problem. Die

Leute luden uns von der Straße weg zu sich nach Hause ein, verköstigten uns und gaben uns sogar noch reichlich Wegzährung mit auf die lange Reise. Unterwegs hatten wir insofern großes Glück, als uns alsbald ein Möbeltransporter mitnahm, der auf Leerfahrt nach Glasgow unterwegs war. Der Fahrer, ein freundlicher, sangesfreudiger Schotte, unterhielt uns mit schottischen Liedern und klassischen Arien. Am späten Abend suchten wir uns einen ruhigen Parkplatz, aßen im Laderaum gemeinsam unser Abendbrot und legten uns, in reichlich vorhandene warme Wolldecken gewickelt, zur Ruhe. Nach ausgiebigem Frühstück am nächsten Morgen ging es dann unbeschwert und zügig weiter. Am späten Nachmittag trafen wir in Glasgow ein. Wir bedankten uns herzlich für die gute Reise und verabschiedeten uns. In Glasgow hatte ich eigentlich vor, in einer Jugendherberge zu übernachten. Leider hatte mein Freund Petras aber seinen Jugendherbergsausweis nicht dabei, sodass diese Möglichkeit logischerweise entfiel. Da wir gerade an einem Polizeirevier vorbeikamen, beschlossen wir, dort mal nachzufragen, wo man hier wohl am besten übernachten könnte. Die beiden Diensthabenden begrüßten uns freundlich, stellten viele Fragen über das Woher und Wohin, verköstigten uns sodann mit *Fish and Chips* (eingewickelt in Zeitungspapier), besorgten auch etwas zu trinken und meinten dann, dass wir über Nacht ruhig bei ihnen bleiben könnten, denn sie hätten noch einige Zellen frei. Natürlich würden sie uns nicht einschließen. Wir willigten ein und konnten ab da behaupten, dass wir schon mal im Gefängnis gesessen hätten.

Im Juli 1960 waren wir Gäste der Schweizer Pfadis in Bonaduz/Graubünden, wo wir u. a. Gelegenheit hatten, das Abseilen von den hohen, senkrecht nach unten abfallenden Uferböschungen eines Rheinarmes in der Nähe des Zusammenflusses von Vorder- und Hinterrhein zu üben, was nicht ganz ungefährlich war. So sauste, als ich im Seil hängend an der Steilwand hin und her sprang, dicht neben meiner Schulter ein mehrere Kilogramm schwerer Felsbrocken, der sich oben gelöst hatte, in die Tiefe. Seither habe ich vorsichtshalber auf weitere Abseilaktionen verzichtet.

Ein weiteres Highlight in unserem Pfadfinderleben war das alle vier Jahre stattfindende Weltpfadfindertreffen (Jamboree) im Oktober 1963, das auf den ehemaligen Schlachtfeldern von Marathon in Griechenland abgehalten wurde. Hier hatten wir hohen Besuch von Kronprinz Konstantin, Sohn von König Paul I. Beide nahmen eine Parade ab, während der Vertreter aller Nationalitäten mit ihrer Nationalfahne voran an der königlichen Tribüne vorbeimarschieren durften. Exilpfadfinder wie wir, waren zur Teilnahme nicht zugelassen, worüber wir ziemlich betrübt aber auch aufgebracht waren. Das beobachtete eine

Schweizer Rovergruppe, die anbot, uns und unsere Fahne zu adoptieren und an der Tribüne vorbeizuführen. Als kleinen Racheakt habe ich dann auf Nachfrage unserer Schweizer Freunde beschlossen, so wie es die Schweizer machten, die litauische Fahne während des Vorbeimarschierens an der Tribüne nicht zu senken. Das ist von offizieller Stelle sicher beobachtet worden, hat aber keine Konsequenzen nach sich gezogen.

Aktivitäten der Luftpfadfinder

Während der Heimabende unserer Habichtsippe erfuhren wir viel über Auftriebskräfte an den Tragflächen, die Physik des Fliegens, lernten diverse Flugzeugtypen kennen und unterscheiden und befassten uns mit der Geschichte der Fliegerei allgemein und im Besonderen in Litauen. Hier wurde uns vor allem die tragische Geschichte der von New York ausgehenden Nonstop-Überquerung des Atlantischen Ozeans durch die litauischen Fliegerhelden Darius und Girėnas 1933 nahegebracht. Aus bisher unbekannten Gründen stürzte ihre Lituanica nur 650 km vor ihrem avisierten Ziel Kaunas ab und beide Piloten konnten nur noch tot geborgen werden.

In guter Erinnerung geblieben sind die vielen Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung von Diepholz und Hüttenfeld, wohin die Schule 1954 umzog, um dort ihre wichtige Arbeit in würdigerer Umgebung und in eigenen Räumlichkeiten fortzusetzen. Auf dem Dachboden von Schloss Rennhof/Hüttenfeld durften sich die Luftpfadfinder in Eigeninitiative einen Raum einrichten, in dem gebastelt wurde und wo Versammlungen/Heimabende abgehalten werden konnten.

Kleinaitis, der Ältere, am Steuerknüppel

Hier in Hüttenfeld sollte auch unser lange gehegter Traum vom Fliegen endlich in Erfüllung gehen. In Abstimmung mit der Schuldirektion und dem damaligen Internatsleiter und obersten Führer der litauischen Pfadfinder in Deutschland Tautvydas M. Gailius wurden wir (Vilius Lėnertas, Kleinaitis, Martynas Sprogys, Martynas Čerkus) Mitte der fünfziger Jahre Mitglieder des Aeroclubs Hemsbach. Nachdem sich der Verein aus dem Motor einer verunfallten amerikanischen Limousine in Eigenleistung eine Seilwinde gebaut hatte, wurde der Flugbetrieb in Hemsbach aufgenommen. Wir Jungmitglieder durften an Sonntagen beim Vorbereiten der Hochstarts mithelfen: Meist mussten die Segelflugzeuge nach ihrer Landung durch Helfer zum Start gezogen werden. Ferner wurden Leute benötigt, um das Segelflugzeug vor dem Start in die Waagerechte zu bringen und beim Start waagerecht zu halten. Damit waren wir meist den ganzen Tag an frischer Luft beschäftigt. Vor unserem ersten eigenen Start mussten wir übrigens eine schriftliche Erlaubnis unserer Eltern vorlegen, was in meinem Falle zunächst Schwierigkeiten machte, da meine Eltern eher vorsichtig und ängstlich waren. Nun hatten sie den Jungen doch „gerade man heil durch die Wirren des Krieges gebracht und da geht der nun ohne Not sein Leben riskieren?“ Dank meines älteren Bruders Hannes, der zu Hause, wie er mir mal erzählte, schwerste Lobbyarbeit geleistet habe, bekam ich dann endlich die langersehnte Einverständniserklärung.

Vilius vor seinem ersten Start. Daneben Martynas Sprogys

Schon am nächsten Sonntag durfte ich den vorderen Sitz in der "Kreis Bergstraße" einnehmen, während mein Fluglehrer sich in den hinteren Sitz setzte. Der Kabinendeckel wurde geschlossen und schon ging es nach einem kräftigen Ruck mit großer Geschwindigkeit hoch in den Himmel hinauf. Nach dem Ausklinken drehten wir oben ein paar Runden, während derer ich einige Übungen mit dem Steuerknüppel, den Seiten-, Quer- und Höhenrudern absolvieren durfte, um deren Funktion kennenzulernen. Viel Zeit blieb nicht, um die herrlichen Ausblicke zu genießen, denn alsbald setzten wir zur Landung an und wurden nach dem Ausrollen von den auf uns wartenden Kameraden stürmisch begrüßt und beglückwünscht.

Im Sommer 1956 hatten wir die einmalige Gelegenheit an einem 2-wöchigen Segelflugkurs in Hirzenhain/Westerwald teilzunehmen, um dort möglicherweise den Segelflugschein (heutzutage PPL-C) zu machen. Leider hat uns das Wetter einen gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht. Während der ganzen **zwei** Wochen haben wir jeder nur etwa 12 Starts machen können, hätten aber für eine Prüfung mindestens 30 absolvieren müssen. Das war jammerschade, ließ sich aber leider nicht ändern.

Später hatte ich fürs Fliegen leider keine Zeit mehr, weil ich mit den Vorbereitungen beschäftigt war, die vorletzte Klasse (Unterprima) zu überspringen und mich sodann für die nahende Abiturprüfung zu präparieren.

Tanzvergnügen

An den meisten Samstagabenden war in Diepholz und auch später in Hüttenfeld Tanz angesagt, allerdings nicht ohne vorher zivilisatorischen und kulturellen Zoll gezahlt zu haben. Zunächst musste in Diepholz der Speisesaal leergeräumt, der Fußboden gefegt, feucht geschrubbt, getrocknet, gewachst und gebohnert werden. Dann musste, bevor das eigentliche Vergnügen beginnen konnte, ein kleines (möglichst patriotisches) Theaterstück aufgeführt oder sonst etwas Interessantes dargeboten werden. Erst dann durfte unser Mitschüler und begnadeter Musikus Jonas Stankaitis seinem geliebten Schifferklavier die ersten Akkorde des "Tango ole Guapa" entlocken. Wie man einen spanischen Tango tanzt, lernten wir alsbald von den gleichaltrigen oder auch etwas älteren Mädchen, die in solchen Dingen den meisten Jungen haushoch überlegen waren. War man am Tanzen interessiert, musste man sich zu den Jungen auf die eine Seite des Saales stellen oder setzen, wohingegen die Mädchen sich auf der gegenüberliegenden Seite aufhielten. Bevor die Musik losging, äugte man zur anderen Seite hinüber um die Situation zu sondieren und seine Chancen auszuloten. Dann, mit dem ersten Ton, sprinteten wir Jungen zur gegenüberliegenden Seite, stoppten kurz vor der Auserwählten abrupt ab und murmelten wäh-

rend einer angedeuteten Verbeugung die Zauberformel "Darf ich bitten?" Meist klappte das auch. Wenn nicht, suchte man sich ein anderes Ziel oder verzichtete auf diesen Tanz und schaute einfach nur zu. Üblicherweise wurden zwei Tänze getanzt und dann begleitete man seine Partnerin zu ihrem Platz und bedankte sich mit einer artigen Verbeugung.

"Schlachtfest"

Anfänglich wurden in Diepholz zur Aufbesserung des eher dürftigen Speiseplans Schweine gehalten und dann im Herbst natürlich auch geschlachtet. Das erledigte ein die umliegenden Bauern bedienender Hausschlachter. Für anfallende einfachere Hilfsarbeiten wurden ein paar unerschrockene Schüler gesucht. Da ich das Schlachten von Hitzacker her noch kannte und zudem auf eine kleine Belohnung nach getaner Arbeit hoffte, meldete ich mich. Natürlich mussten wir Jungen uns das Sterben des armen Tieres nicht mit ansehen. Das erledigte der Metzger alleine. Geholfen wurde dann u. a. beim Entfernen der Borsten, dem Reinigen der Därme, beim Bedienen des Fleischwolfes und der Wurststopfmaschine. Zum Schluss, es war inzwischen später Nachmittag geworden, wurden die Würste und Speckseiten mit einem Handwagen zum Räuchern gebracht. Gerne hätten wir als Belohnung ein Stückchen Wurst oder einige Scheiben geräucherten Schinken aus der heimischen Speisekammer, die noch längst nicht ganz leer war, entgegengenommen, aber die leitende Haushälterin war unglaublich geizig. Als Entlohnung bot sie uns lediglich ein paar matschige Tomaten und Brot an. Als der Schlachter das sah, hat er jedem von uns heimlich ein großes Stück Salami und ein Stück Wellfleisch zugesteckt, das ich mir später, in Ermangelung anderer Möglichkeiten, auf meinem Zimmer mit einem Tauchsieder heiß machen konnte. Künftig habe ich dann auf die Mithilfe beim Schlachten, das übrigens aus hygienischen Gründen bald verboten wurde, verzichtet.

Sommer, Sonne, baden und mehr

Im Sommer, wenn es brütend heiß wurde, brauchten wir in Diepholz nicht lange zu leiden. Auf dem Gelände des ehemaligen Militärflugplatzes, etwa 1-2 km vom Internatsgebäude entfernt, gab es einen etwa 50 x 30 Meter großen und zum Teil auch recht tiefen Bombenkrater, der sich im Laufe der Zeit mit Wasser gefüllt hatte und sich vortrefflich zum Baden eignete. Problematisch waren allenfalls Blechteile, die unter der Wasseroberfläche lagen und an denen man sich verletzen konnte, sowie die viele Munition, die man bei Kriegsende dort versenkt hatte. Ansonsten war unser "Varlynas" (Froschteich), wie wir den Badesee liebevoll nannten, nicht wegzudenken. An seinen aufgeworfenen

Uferrändern konnte man stundenlang in der Sonne liegen, bis sich Brandblasen auf den Schultern und an den Oberarmen zeigten.

Die unter Wasser rumliegende Munition reizte natürlich "Entdeckernaturen". Schon bald kursierten unter der Hand weiße Säckchen mit Pulver oder mit halbdurchsichtigen, runden, in der Mitte durchlöcherten Plättchen, die man z. B. einzeln mit einem Hammer zur Explosion bringen konnte. Offensichtlich gab es unter uns Schülern "Spezialisten", die sich darauf verstanden, Patronenmunition, auch größeren Kalibers, zu öffnen und zu entleeren. Passiert ist Gott sei Dank fast nichts, außer dass ein Freund von mir, dessen Namen ich hier nicht nennen möchte, beinahe unser Schulgebäude in Brand gesetzt hätte. Wegen irgendeiner Ordnungswidrigkeit hatte er für das Schulgebäude, wo das schon beschriebene samstägliche Tanzvergnügen stattfinden sollte, Hausverbot. Um sich zu rächen, hat er außen vor den Fenstern (mit Holzrahmen) wohl ein längeres Pulverband gelegt und angezündet. Außer, dass die Wand schwarz verrußt war, ist glücklicherweise nichts passiert. Trotzdem, meine ich, musste der Schüler daraufhin die Schule verlassen.

Eines Tages ereignete sich am Froschteich ein großes Unglück: ein Junge, der Bruder von Lydia Sandovaitė, an dessen Vornamen ich mich leider nicht mehr erinnere, wurde plötzlich vermisst. Keiner hatte gesehen, wo er geblieben war. Daher begannen die besseren Schwimmer und Taucher den Froschteich systematisch nach dem Vermissten abzusuchen. Mein Freund Valteris Timpa fand den offenbar leblosen und bläulich verfärbten Körper des Jungen ziemlich bald und brachte ihn an Land. Bis ein Arzt kam, haben wir, so gut wir konnten, fast eine Stunde lang Wiederbelebungsversuche durchgeführt, die aber nichts gebracht haben. Wie wir später erfuhren, ist der Junge nicht ertrunken, sondern an einem Herzschlag gestorben.

Früh übt sich…

Schon in Hitzacker machte sich bei mir eine gewisse Neigung zur Chemie bemerkbar, die sich u. a. in der Weise äußerte, dass ich mich fragte, was wohl passieren würde, wenn man Salzsäure mit geschmolzenem Blei, beides war in unserem Maurermeisterhaushalt vorhanden bzw. realisierbar, zusammenbrächte. Glücklicherweise habe ich diesen Versuch, aus welchen Gründen auch immer, nicht ausgeführt und bin dadurch wahrscheinlich schwersten Verätzungen entgangen.

In Diepholz brach sich die Neigung zur Chemie unaufhaltsam Bahn, als ich die vielen kleineren und größeren Räume im Keller des Internatsgebäudes entdeckte. Die müssten doch hervorragend geeignet sein, um dort ein kleines Labor einzurichten. Gesagt, getan. Ich begann einen Tisch, mehrere Hocker und Re-

galbretter zu organisieren und einen der vielen Räume, der eine Luke nach außen hatte und sich just unterhalb meines Internatszimmers befand, einzurichten. Ich sammelte außerdem diverse Glasgefäße, in denen später Versuche durchgeführt werden sollten und ordnete sie in das Regal ein. Natürlich brauchte ein richtiges Labor auch elektrischen Strom, der aber im Keller nicht angelegt bzw. nicht zugänglich war. Kurzerhand führte ich einen isolierten Draht vom Pluspol der Steckdose in meinem Zimmer durch das undichte Fenster und die Luke in den Laborraum. Als Minuspol diente mir der in Beton gegossene eiserne Türrahmen des Kellerraums. Eine entsprechend angeschlossene Glühbirne brannte tatsächlich. Als ich nach einiger Zeit in mein "Labor" kam, war alles zerstört. Da mussten doch unselige Störenfriede am Werke gewesen sein. Denen wollte ich ihr Handwerk gründlich legen. Eine Türe einzubauen, wäre zu schwierig gewesen. So begnügte ich mich mit einem Bretterrahmen, der mit feinem Blumendraht bespannt wurde und verstellte damit den Eingang. Dann wurde das Blumendrahtgeflecht mit dem Pluspol von oben verbunden und fertig war der Einbrecherschutz. Was da hätte passieren können, habe ich damals noch nicht bedacht. Und es passierte tatsächlich was. Ein Mann, der wohl etwas Ähnliches wie eine Hausmeisterfunktion hatte, ging durch den Keller, sah die eigenartige Konstruktion, wollte sie zur Seite räumen und bekam einen so heftigen Stromschlag, dass er auf sein Hinterteil fiel. Die Geschichte hat er dann schimpfend und fluchend einer Schülergruppe erzählt, zu der auch ich gehörte. Was drohte er dem Schuldigen nicht alles an, wenn er ihn nur zu fassen bekäme. Ich war sehr froh, dass mich niemand verpfiffen hat und habe danach mein Kellerdasein aufgegeben und mich in einem ungenutzten Nebenraum des Internatsgebäudes im Parterre eingerichtet. Dort habe ich dann so manches interessante Experiment durchgeführt.

Nachdem ich irgendwo gelesen hatte, dass sich im Urin viel Phosphor (gemeint war wohl Phosphat) befände, beschloss ich, einen Versuch zur Isolierung des Phosphors zu unternehmen. Dazu musste der Urin natürlich erst einmal eingedampft werden. Es wurde also ein Töpfchen mit Urin auf eine elektrische Kochplatte gestellt und zur Trockene eingedampft. Unerwartet verbreitete sich dabei ein solch penetranter Gestank im gesamten Internat, dass alles Volk zusammenlief um zu sehen, was hier wohl wieder Schlimmes passiert sei. Gezwungenermaßen musste ich mein Experiment vorzeitig abbrechen. Mit Genugtuung habe ich übrigens neulich gelesen, dass das Element Phosphor 1669 vom Alchemisten Henning Brand aus Urin erstmals isoliert und in reiner Form dargestellt und somit entdeckt wurde.

Leider gab es unter den meist etwas leistungsschwächeren Schülern auch solche, die Freude daran hatten, den angehenden Chemikus zu hänseln. Eines Tages, als es mir zu bunt wurde, habe ich ein kleines Häufchen eines Chloratsprengstoffes zurechtgemixt und dem Oberstörenfried geraten, nicht mit den schweren eisenbeschlagenen Stiefeln, die er gerade anhatte, auf das Häufchen zu trampeln. Er tat es dennoch. Das Pulver explodierte mit einem heftigen Knall und der bärenstarke Störenfried musste mindestens zwei Wochen lang humpeln. Seitdem hat er mich nie mehr geärgert.

In etwas geordnetere Bahnen wurden meine Chemikerambitionen dann durch ein 1951 im Friedrich M. Hörhold-Verlag erschienenes winziges Büchlein mit dem Titel "Häusliche Chemieversuche" gelenkt. Ihm konnte ich entnehmen, wie ein häusliches Labor einzurichten wäre, wie man Glasröhrchen biegt, ein Gas auffängt, eine trübe Lösung filtriert oder eine Substanz durch Umkristallisieren reinigt. Ferner wurde man mit dem Aufstellen von chemischen Formeln bekanntgemacht. Es folgte sodann die genaue Beschreibung von insgesamt 64 einfachen aber sinnvollen Versuchen. Ich habe das Büchlein regelrecht verschlungen und mir dadurch solide Chemiekenntnisse angeeignet, noch bevor Chemieunterricht in meiner Klasse überhaupt auf dem Lehrplan stand.

Aber auch die Physik kam bei unserer Freizeitgestaltung nicht zu kurz. So hatte jemand von uns, ich meine es war mein Freund Hermanas Šulcas, einen Fotoapparat aber kein Blitzlichtgerät. Dem konnten wir wie folgt abhelfen: Vor geraumer Zeit hatten wir auf dem Flugplatzgelände eine größere Scherbe von einem Suchscheinwerfer gefunden und mitgenommen. Die sollte uns als Reflektor dienen. Nun brauchten wir nur noch ein Kabel mit Strecker und Schalter an einem Ende und die beiden blanken Drähte am anderen Ende, die durch dünnen Kupferdraht kurzgeschlossen wurden. Dann musste man auf Kommando den Fotoapparat und den Schalter gleichzeitig bedienen und schon blitzte es kräftig. Meist ist dabei auch die Sicherung durchgebrannt, was aber nicht weiter schlimm war, denn die wurde schnell und einfach mit Kupferdraht oder Silberfolie von Zigarettenschachteln geflickt.

Blauer Dunst

In Diepholz gab es einen etwas älteren Mitschüler namens Macas, der hervorragend Gitarre spielte. Bei ihm lernte ich mit 14 Jahren leider nicht das Gitarrenspiel, sondern das Rauchen. Dadurch hat sich Vieles, vor allem meine finanzielle Lage, stark verändert. Hatte ich vorher mein sehr knappes Taschengeld weitgehend für Chemikalien, die man im Ort in einer Drogerie kaufen konnte, ausgegeben, so blieb jetzt dafür nichts mehr übrig. Jeder Groschen

wurde in blauen Dunst umgesetzt. Den Stoff konnte man sich in einem Laden besorgen, der als Kooperative bezeichnet wurde und sich ganz in der Nähe in einem Kasernengebäude befand. Dort gab es auch einzelne und sogar halbe Zigaretten (für besonders verarmte Raucher) zu kaufen. Wenn kein Stoff mehr da war, wurden Kippen gesammelt und bestenfalls mit Hilfe einer Pfeife verraucht. Als letzte Möglichkeit, die quälende Lungenschmach zu befriedigen, galt das Rauchen der "Taschenmischung". Das waren Reste von Tabak, die sich im Laufe der Zeit in den Hosentaschen, wo Zigaretten und Kippen üblicherweise versteckt wurden, angesammelt hatten. Später bin ich dann aus Sparsamkeitsgründen ganz auf die Pfeife umgestiegen und habe außerdem einen besonderen Tabak geraucht, den berüchtigten "Schwarzen Krauser", der nach Zigarre schmeckte und den kaum jemand mochte. Dadurch ist es mir gelungen, die meisten Schnorrer, von denen es allzu viele gab, abzuschrecken. Nur mein besonderer Freund, Horstas Ašmys, blieb mir diesbezüglich erhalten. Aber das war zu tolerieren.

Schon in Hitzacker hatte ich bei einem Freund Bekanntschaft mit einer Geige gemacht und mich daraufhin stärker für das Geigespielen interessiert. In Diepholz hat mir unser Musiklehrer Kazimieras Motgabis eine Geige zur Verfügung gestellt und mir unentgeltlich Geigenunterricht geben wollen. Ich sollte mir nur Etüden, das sind Noten langweiliger, aber offenbar dringend notwendiger Übungsstücke für die Violine, kaufen. Das habe ich jedoch wegen akuten Geldmangels, verschärft durch mein unseliges Laster, die ganzen Jahre über nicht geschafft und so ist mein Geigenspiel bedauerlicherweise eher rudimentär geblieben.

Vilius spielt Mozart. Tamara Kelerytė am Klavier. Manfredas Hermanas (r.) hört offensichtlich ergriffen zu.

Für ein bescheidenes Konzert haben meine autodidaktischen Kenntnisse aber offenbar doch noch gereicht.
Mit 21 Jahren bin ich dann, was das Rauchen angeht, endlich zur Vernunft gekommen und habe es über Nacht eingestellt. Glücklicherweise ist es bis heute dabei geblieben.

Abitur 1957

Als Hinweis darauf, dass das Litauische Gymnasium sich schon sehr früh zu einer leistungsstarken Schule entwickelt hatte, möchte ich hier kurz über meine Abiturprüfung berichten. Bis 1956 erhielten unsere Abiturienten litauische Abschlusszeugnisse, die in Deutschland aber nur von wenigen Universitäten anerkannt wurden.
So viel mir bekannt ist, konnte man damit lediglich in Darmstadt und in Bonn studieren. Der Jahrgang 1957 war der erste, der das Abiturexamen vor einer Prüfungskommission des Kultusministeriums Nordbaden ablegen durfte und dann ein Abschlusszeugnis erhielt, das überall anerkannt wurde.

Abi-Prüfung 1957 in Weinheim
v.l.n.r.: Rimutė Mariūnaitė, Rimvydas Šliažas, Vilius Lėnertas, Ingė Godušaitė und Greta Jasevičiutė

Alle fünf Abiturienten (Rimvydas Šliažas, Vilius Lėnertas, Ingė Godušaitė, Greta Jasevičiūtė, Rimutė Mariūnaitė) haben die Prüfung bestanden. Der Vorsitzende der Kommission, Dr. Rückert, lobte die Lehrer und Abiturienten ob ihres herausragenden Fleißes und der erzielten guten Ergebnisse, die einen Vergleich mit den Leistungen an deutschen Gymnasien nicht zu fürchten bräuchten. Er hob besonders die Leistungen von Šliažas und Lėnertas hervor, die in Litauisch und Geschichte bzw. in Mathematik die Bestnote 1 bekommen hatten, was an deutschen Gymnasien eher selten sei.

Während meiner gesamten Schulzeit stand für mich die Güte des Litauischen Gymnasiums auch schon deshalb nie zur Debatte, weil ich keine Vergleichsmöglichkeiten hatte. Für mich war wichtig, dass sich mir hier die einzigartige Gelegenheit bot, die Weihen einer höheren Bildung zu erlangen. Um dieses Ziel zu erreichen, habe ich meinerseits alle mir zur Verfügung stehenden Kräfte eingesetzt und Misserfolge, die es natürlich auch gab, nicht der Schule, sondern hauptsächlich mir selbst angelastet.

Schon lange bevor mir meine Eltern feierlich eröffneten, dass sie sich trotz extrem knapper Mittel dazu durchgerungen hätten, mich gemäß meines sehnlichsten Wunsches studieren zu lassen, hatte ich mich, um das erste Semester

nicht zu versäumen, bereits an der Universität Heidelberg für das Fach Chemie eingeschrieben.

Studienzeit

Der Verlauf meines Studiums war sehr geradlinig und ohne Schnörkel, wie z. B. Wechsel der Universität oder Auslandssemester.

Nach der Diplomprüfung folgte die Promotion zum Dr. rer. nat. Parallel dazu habe ich ein Studium der vorklinischen Medizin mit dem Physikum abgeschlossen, um dann 35 Jahre lang als klinischer Biochemiker an der Universitäts-Kinderklinik in Freiburg zu arbeiten und zu forschen.

Meine Kontakte zum Litauischen Gymnasium habe ich nach dem Abitur keinesfalls abrupt abgebrochen, denn zu sehr fühlte ich mich dort noch heimisch. Zupass kam mir deshalb eine Notlage, in die unsere Schule damals geraten war: Es fehlte dringend ein Mathematiklehrer und der damalige Direktor Tautvydas M. Gailius, der von meinen "Mathe-Künsten" wusste, fragte mich, auf Vorschlag meines hochverehrten ehemaligen Mathematik- und Physiklehrers Saliamonas Antanaitis,

Mathematik- u. Physik Lehrer S. Antanaitis mit der Abiturklasse 1957

ob ich nicht vorübergehend einspringen könnte. Das Angebot habe ich begeistert angenommen und daraufhin ein ganzes Jahr lang in einer Klasse, auf deren

Lehrplan die Einführung in die Algebra stand, unterrichtet. Das hat mir große Freude bereitet und richtig Spaß gemacht. Da mir auch später keine Klagen zu Ohren gekommen sind, nehme ich an, dass der Unterricht nicht schlecht war.

Chemieunterricht
v.l.n.r.: Lėnertas, Šileris, Šmitas, Vėgneris

Nach dem Chemievordiplom habe ich dann bis zur Promotion und darüber hinaus, bis zum Abschluss des Zweitstudiums 1967, vorwiegend Chemie unterrichtet. Einer meiner Schüler war übrigens der spätere langjährige Direktor des Litauischen Gymnasiums Andrius Šmitas.

In einem Jahr, ich erinnere mich nicht mehr in welchem, erkrankte kurz vor der Abiturprüfung der schon erwähnte Mathematik- und Physiklehrer Antanaitis so

schwer, dass er die Prüfung weder vorbereiten noch abnehmen konnte. Einen würdigen Stellvertreter gab es nicht. In ihrer Not fragte die Schulleitung bei mir an, ob ich die Prüflinge bei ihrer schriftlichen Prüfung nicht begleiten könnte. Nach einigem Zögern willigte ich ein, war mir aber nicht so sicher, ob ich das ganze Oberstufenprogramm in Mathematik wirklich noch in ausreichendem Umfang parat haben würde, denn seit meiner Abiturprüfung waren bereits einige Jahre ins Land gezogen. Am Tag der Prüfung, morgens um sieben Uhr, durfte ich im Gymnasium in Weinheim, wo die schriftlichen Prüfungen üblicherweise stattfanden, den versiegelten Umschlag mit den Prüfungsaufgaben des baden-württembergischen Kultusministeriums entgegennehmen und eine bestimmte Anzahl an Aufgaben auswählen. Ich habe dann Aufgabe für Aufgabe durchgearbeitet und schließlich die ausgewählt, deren Lösungen mir am einfachsten erschienen. Offenbar war die Auswahl gut getroffen, denn keiner der Prüflinge ist in Mathematik durchgefallen.

Schlussbetrachtung und Danksagung

Wie schon weiter oben erwähnt, erhielt ich 1967, vermittelt durch meinen Doktorvater Prof. Dr. Hans Plieninger, eine Stelle als wissenschaftlicher Assistent an der Universitäts-Kinderklinik Freiburg angeboten, die ich auch gleich angenommen habe..

Der Entschluss nach Freiburg zu gehen, beendete zwar den zehnjährigen sehr regen Kontakt mit dem Litauischen Gymnasiums und seinen Schülern, bedeutete jedoch keinesfalls den endgültigen Abschied, weil ich eine ganze Reihe von Jahren als Mitglied, Vorstandsmitglied und letztendlich von 2003-2007 als Vorstandsvorsitzender des "Kuratoriums des Litauischen Gymnasiums e. V." am weiteren Schicksal des mir sehr am Herzen liegenden Litauischen Gymnasiums mitwirken durfte.

Der "Litauischen Gemeinschaft in Deutschland e. V.", die diese Schule 1950 gegründet und inzwischen über 65 Jahre wohlwollend begleitet hat sowie den vielen großzügigen Spendern aus aller Welt, die mitgeholfen haben, diese einzigartige Schule über die Jahrzehnte zu erhalten, möchte ich an dieser Stelle als geborener Memelländer und jetziger überzeugter Europäer mit deutschem und litauischem Pass meinen allerherzlichsten Dank aussprechen.